* Biogr. *
1119
sdd

Biogr.

1119 sdd

(Stolze)

Kressler

<36633620320012 S

<36633620320012

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wilhelm Stolze.

Eine Biographie,

geschrieben von seinem ersten Schüler

Karl Kreßler.

Auszug aus dem „Stenographischen Erzähler".
(Redakteur Th. Wendisch.)

Berlin.

Commissions-Verlag Th. Chr. Fr. Enslin
Richard Schoetz
Luisen-Str. 36.

Stolze.

Deutsch war sein Werk und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
Der Neid verstummt an Grabes Bord,
Sein Leid ist aus, sein Werk lebt fort!

August Heinrich Wilhelm Stolze, geboren zu Berlin am 20. Mai 1798, war eine durchaus originelle Erscheinung, ein deutscher Mann, ein echter Berliner im allerbesten Sinne des Wortes. Seine Vorfahren gehörten einer deutschen Kolonie an, welche sich in einem polnischen Städtchen an der Warthe niedergelassen hatte und sich dadurch auszeichnete, daß sie mitten unter polnischer Bevölkerung ihre deutsche Muttersprache treu und fest bewahrte. Der Großvater, ein kräftiger derber Schmiedemeister, ganz das Kind seiner Zeit, bestimmte den Sohn, den Vater unseres Wilhelm, das Schuhmacherhandwerk zu erlernen, weil er herausgefunden haben wollte, gerade nur das allein passe für den Jungen, wie er sich oftmals äußerte. Dagegen durfte keine Einrede geschehen; das einzige, worin nachgegeben wurde, bestand darin, daß er den Sohn bis gegen das 15. Jahr auf Bitte der Mutter zu Hause behielt, um ihn von den Folgen einer Fieberkrankheit sich erholen zu lassen; dann ging's sofort in die Lehre zu einem tüchtigen Meister, einem Freunde des

Vaters. Der nunmehrige Schusterlehrling, ein gehorsamer, fleißiger Knabe, hätte gewiß gern einer anderen Richtung nachgestrebt, als ihm in der Schuhmacherwerkstatt angewiesen war, aber dem strengen Vater gegenüber galt ja keines Anderen Ansicht, kein Wunsch, von welcher Seite er auch kommen mochte. Während der Lehrzeit sprach, so oft Veranlassung dazu war, der Meister seine Zufriedenheit aus mit dem Lehrburschen, der übrigens von sehr vielen seines gleichen abstach und sich für seine Jahre und Verhältnisse fast mehr als zu sehr „altverständig", wie die Frau Meisterin meinte, benahm und auch seine freie Zeit nur benutzte, um die „Nase in allerhand Bücher zu stecken", die ein ehemaliger Schulfreund, der Sohn eines Lehrers, ihm dann und wann verschaffte. Er erwarb sich auf diese Weise eine für die damalige Zeit nicht gewöhnliche Bildung, dabei wurde er aber auch in seinem Fach ein sehr tüchtiger Arbeiter. Er versuchte sich als Geselle auf der Wanderung in der Welt, erwarb in Berlin das Bürger- und Meisterrecht, gründete 1782 einen eigenen Hausstand und ein blühendes Geschäft in der Stralauerstraße 36. Ein emsiger und fleißiger Arbeiter, versäumte er es aber auch nicht durch Lesen guter Bücher auch für seine Geistesbildung zu sorgen. Seinem wißbegierigen Lesen kam ein gutes Gedächtniß zu Hülfe und sein scharfer Verstand ließ ihn leicht zu einem richtigen Urtheil gelangen. Wer ihn nicht kannte und mit ihm sprach, ahnte nicht den Berliner Schuhmachermeister in ihm, und doch mochte

der bescheidene Mann nicht für etwas anderes gelten. Meister Stolze war eine geachtete Persönlichkeit, mit der Jeder, weß Standes und Alters er auch sein mochte, gern verkehrte. Von den Kindern aus dieser Ehe wuchsen zwei Knaben heran, Karl und Wilhelm, letzterer derjenige, dessen Andenken vorzugsweise diese Erinnerungen gelten. Preußen befand sich damals noch unter dem Scepter Friedrich Wilhelms II., dessen erste Regierungsjahre dem Lande glückverheißend sich ankündigten. Bald sollten sich aber die guten Aussichten trüben. Die ausbrechende französische Revolution übte die traurigste Einwirkung auf die preußische Politik, die das Land in einen Krieg verwickelte, dessen Folgen sich weit in das nächste Jahrhundert fühlbar machten. Des Königs Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., übernahm die Regierung unter sehr bedenklichen Verhältnissen. Das Jahr 1806 brachte Preußen an den Rand des Verderbens. Länger als 6 Jahre hindurch ruhte schwer auf dem Lande der gallische Druck. Unter solchen Umständen waren nirgends gedeihliche Verhältnisse zu finden. Der Vater unseres Stolze, anfangs in leidlichem Vermögenszustande und in einem ihn und die Seinigen hinreichend nährenden Geschäft, suchte seinen Kindern nach Kräften eine gute Erziehung zu geben. Er ließ den ältesten das Französische Gymnasium, den zweiten, unsern Wilhelm, das Joachimsthalsche Gymnasium besuchen. Beide machten die besten Fortschritte. Allein die Berliner Erwerbsverhältnisse litten seit Jahren schon und ge-

stalteten sich immer trauriger. Nur mit großer Anstrengung und unter mannigfachen Entbehrungen vermochten die Bürger allen an sie gestellten Forderungen nachzukommen und die übermäßigen Lasten zu tragen. Die Stolzesche Familie litt wie jede andere unter diesen Verhältnissen, das schlimmste dabei aber war noch die zunehmende Kränklichkeit des Vaters, der im Jahre 1812 seinen Leiden und zwar zu einer Zeit erlag, in der es nur um so mehr erwünscht gewesen wäre, daß seine erwerbende und schützende Hand hätte wirksam bleiben können. Wilhelm Stolze, der das Joachimsthalsche Gymnasium von Sexta an besucht hatte, und dort, sein ernster Fleiß durch vier Schulprämien anerkannt, zu Ostern 1815 in die Prima einrückte, mußte nun schon als Gymnasiast zu seinem und seiner Mutter Lebensunterhalt durch Unterrichtgeben beitragen. Schon in dieser Zeit sehnte sich Stolze nach der Bekanntschaft mit der Stenographie. Er konnte aber nicht dazu gelangen. Gegen Michaelis 1817, also in seinem 19. Lebensjahre, befand sich Stolze $2^1/_2$ Jahr in der Prima. Als er im Begriff war, das Abiturientenexamen zu bestehen, wurde er von einem seiner früheren Lehrer, dem Prediger Reclam, für eine Stelle im Bureau der Berlinischen Feuer-Versicherungs-Anstalt in Vorschlag gebracht und der Wunsch seiner Mutter bewog ihn, diese im Jahre 1817 anzunehmen und seinen früheren Plan, Theologie zu studiren, aufzugeben. Doch kostete ihm das viele Ueberwindung und er bedauerte es oft schmerz-

lich, daß seine beschränkten Verhältnisse ihn von dem Verfolgen seiner Laufbahn abhielten. Er hätte namentlich das Unterrichten schon so lieb gewonnen, daß er auch in seinem neuen Berufe einen Theil seiner freien Stunden noch dazu verwandte. Außerdem suchte er sich durch Selbstunterricht und durch das Anhören von Vorträgen auf der Universität noch weiter auszubilden. Gerade hierzu, meinte er, könne ihm die Stenographie von großem Nutzen sein und er machte sich daher im Jahre 1820 mit dem System von Mosengeil bekannt. Von da an war ihm die Stenographie eine Lieblingsbeschäftigung.

1819 sah ich Stolze (der etwas über fünf Jahre älter war wie ich) zum ersten Male. Ich befand mich damals, ein angehender Kaufmann, in einem großen Geschäft und mußte mich an den sogenannten Posttagen in einem kleinen, für diesen Zweck bestimmten Zimmer einfinden, um die an die Firma gerichteten Briefe in Empfang zu nehmen. Die Postbeamten zählten zu jener Zeit nicht zu den gemüthlichsten und gefälligsten Staatsbeamten, die Abfertigung ging oft sehr langsam von Statten. Auf Beschwerden erfolgten grobe Worte, die man sich ohne Widerrede gefallen lassen mußte. Da gewöhnlich die Empfänger eine Zeit lang warten mußten, so sammelten sich die auf die Briefe Harrenden zu einem oft zahlreichen Häuflein an, das theils aus jungen Kaufleuten, meist Lehrlingen, theils aus Comtoirdienern bestand, letztere damals Hausknechte genannt, welche von ihren resp. Chefs noch mit dem Titel dritter Klasse „Er" angeredet wurden, was übrigens den Lehrlingen

in alten Handlungshäusern kurze Zeit vorher ebenfalls widerfahren war. Hier machten die jungen Leute unter sich Bekanntschaften, es war eine Art Börse, wo man sich einander regelmäßig wiederfinden konnte. Auch ich lernte so Manchen kennen, den ich in späteren Jahren in sehr abweichenden Verhältnissen begegnete. Unter meinen Bekanntschaften befand sich auch ein unlängst zum Kommis avancirter junger Mann Namens Lohbeck, der seinerseits mit einem Kommis in dem Geschäft, dem ich angehörte, dem Sohn eines verstorbenen Predigers in einem nahen Dorfe, befreundet war. Beide verkehrten häufig miteinander und korrespondirten zu ihrer Uebung unter sich in französischer und englischer Sprache. Wurde ich zur Post gesandt, so erhielt ich fast jedes Mal ein Schreiben an Lohbeck mit. Eines Morgens, als ich mich in gleichem Auftrage zu diesem begab, fand ich einen Mann bei ihm, der nach meiner Schätzung die Mitte der Dreißiger Jahre erreicht haben konnte. Beide redeten sich mit dem vertraulichen „Du" an. Aus ihrer Unterhaltung vernahm ich soviel, daß Lohbeck diesem Freunde den Autor des von mir überbrachten Briefes als Schüler empfahl und sich zu weiterer Vermittelung erbot. Da die Unterredung längere Zeit in Anspruch nahm, blieb mir Gelegenheit, den Fremden näher in Augenschein zu nehmen, der mit voller sonorer Stimme nachdrücklich und bestimmt auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete. Es war eine hagere Gestalt; etwas nach vorn gebeugt ließen sich an ihr deutlich die Spuren von Arbeitslast am Schreibpulte wahrnehmen. Beim Sprechen runzelte sich, wie zur

Begleitung der Rede, die mit dunklem Haar beschattete Stirn, und über der massiven silbernen Brille, durch welche die Augen bald feurig blitzten, bald wie müde sich zu senken schienen, bewegten sich, gleich wie Accente der Rede, die dichten vollen Augenbrauen. Das blasse, magere, interessante Gesicht fesselte meine Aufmerksamkeit, und als der Fremde mit einem „Guten Morgen, Lohbeck" zur Thür hinausging, rief ihm sein redseliger Freund wohl drei Mal ein „Adieu, lieber Stolze!" nach. Meine Neugier wollte Befriedigung. Dazu war Niemand bereitwilliger als der gutmüthige, geschwätzige Lohbeck, und so erfuhr ich, was ich nur immer erfahren wollte. Vor allen Dingen hatte ich mich sehr in dem Alter seines Freundes geirrt. Stolze befand sich damals nicht in einem Alter von dreißig und einigen Jahren, sondern hatte kaum das 22. Jahr zurückgelegt. Lohbeck schilderte ihn als einen ausgezeichnet tüchtigen und braven Menschen, den er schon von der Schule her kenne, von seltener Arbeitskraft und -lust, die aber, wie er glaube, von Anderen fast mißbraucht werde. Als liebevoller, dankbarer Sohn habe er vor Allem die Pflege für seine Mutter übernommen, auch habe Stolze noch einen älteren Bruder, einen Philologen, der ein gescheidter Lehrer sei, doch wisse er von diesem nichts Näheres*). Lohbecks Freund, mein jüngster Vorgesetzter, behandelte mich sehr vertraulich. Bei jeder Gelegenheit ließ er mich seinen Widerwillen gegen den Kaufmannsstand hören und theilte mir endlich seinen Entschluß mit,

*) Stolze's älterer Bruder starb im kräftigsten Mannesalter als Professor und Lehrer am französischen Gymnasium.

diesem ganz zu entsagen; er wollte sein Abiturienten-examen machen und sich der Theologie und Philologie widmen; Lohbeck habe ihm einen gewissen Stolze empfohlen, mit dem er das Studium der alten Sprachen erneuern werde. Ein Konflikt, der zwischen einem meiner Prinzipale und Stolze's Schüler stattfand, beschleunigte dessen Scheiden aus unserem Geschäft. Ich sah ihn nie wieder, desto öfter aber Lohbeck, der mir über Stolze und seinen Schüler zuweilen Mittheilung machte. Letzterer, ein guter Kopf, gelangte bald zum Universitätsstudium, allein das angestrebte Ziel sollte er nie erreichen. Eine unselige Leidenschaft gewann mehr und mehr Oberhand über diesen sonst tüchtigen Menschen; dem Trunke ergeben, erlag er eines Tages den Folgen desselben.

Stolze gehörte, als ich ihn das erste Mal sah, bereits 2 Jahre der Berlinischen Feuerversicherungs-Anstalt an. Das Institut zählte damals zu den bedeutendsten der Stadt. Der Direktor, Namens Böse, war ein feiner, vornehmer Herr, der ein großes Haus machte und der besonders auf äußere Repräsentation hielt; seine Befähigung als Dirigent wurde indessen von mancher Seite in Zweifel gezogen. Ein mathematischer Kopf wie der Stolze's, erkannte, nachdem er sich bald genug eingearbeitet hatte, an wie vielen Mängeln das Institut leide. Der Direktor, mehr nach außen glänzend und seinen gesellschaftlichen Neigungen nachlebend, war im Grunde ein wohlwollender, doch äußerst schwacher Mann, der im guten Glauben und im Vertrauen auf den einmal eingeführten, von ihm

für gut und vortrefflich gehaltenen Gang der Maschinerie seines von ihm geleiteten Werkes, eine nur sehr oberflächliche Wirksamkeit ausübte. Stolze fand nicht nur manche Unrichtigkeiten in der Buchführung und Rechnung, als auch Fehler in der Organisation. Es war hohe Zeit, daß Abhülfe geschah, und nun zeigte sich Stolze's große Befähigung und Arbeitskraft im außerordentlichen Maße. Tag und Nacht wurde gearbeitet, um Ordnung wiederherzustellen, und wo es nöthig war, die erforderlichen neuen Einrichtungen zu treffen. Alles dies führte freilich auch manche Unbequemlichkeit für den Herrn Direktor mit sich, die ihm in seiner alten gewohnten Ruhe und dem Gehenlassen des einmal Hergebrachten sehr unbehagliche Störung verursachte. Wer wäre aber an seiner Stelle nicht zufrieden gewesen, Jemanden gefunden zu haben, der da Hülfe zu schaffen verstand, wo es die höchste Zeit war einzugreifen, um nicht Unzuträglichkeiten aufkommen zu lassen, welche der Direktion über kurz oder lang die größten Unannehmlichkeiten bereiten mußten? Dem Wiederhersteller der Ordnung fiel freilich einiger Lohn für seine überlästigen schweren und gewissenhaften Arbeiten zu, wer aber die Gefühle eines schwachen und eiteln Vorgesetzten kennt, der sich von dem Scharfblick eines Untergebenen durchschaut sieht, sich von ihm rathen und belehren lassen muß, da wo ihm selbst die Initiative gebührt, der weiß auch, daß der für die gehabte Last wohlverdiente und gespendete Lohn nicht immer von dem Weihrauch angenehmer Empfindung begleitet ist und häufig eine offene Wunde zurückläßt, die später

einmal ihre Heilung in einer Reibung an den früher Belohnten sucht. Vorläufig blieb Stolze der Unentbehrliche und er arbeitete 18 Jahre lang mit unermüdlichem Fleiße weiter.

Eines Tages sollte sich für Stolze ein sehr trauriger Vorfall ereignen. Seine Mutter verletzte sich beim Fallen von einer Leiter den Kopf und erlitt eine Gehirnerschütterung, die eine zerstörende Wirkung auf ihren Geisteszustand ausübte. Was ärztliche Hülfe nur irgend leisten konnte wurde nicht versäumt, allein an Wiederherstellung war nicht zu denken, und schließlich sah sich Stolze genöthigt, seine Mutter auf dem Lande unterzubringen. In einem anmuthigen Dörfchen bei Berlin wurde die arme schwachsinnige, zuweilen in Tobsucht verfallende Kranke unter Mitaufsicht des Predigers Wilmsen, eines Schulfreundes Stolzes, in sorgfältige Obhut und Pflege gegeben und starb erst nach langjährigen Leiden in hohem Alter 1842.

Schon im April 1822 starb Stolzes Bruder Karl, und es erwuchsen ihm neue Sorgen, da der Verstorbene eine beträchtliche Schuldenlast hinterlassen hatte, welche Stolze mit der größten Gewissenhaftigkeit aus seinen nicht glänzenden Einnahmen deckte, so sehr ihm dies auch neue Sorgen und Entbehrungen auferlegte. Acht Jahre später verlobte er sich, im September 1830, mit seiner Cousine Juliane Auguste Sydow-Brückner. Er wurde mit derselben am 3. Juni 1831 vom Hofprediger Ehrenberg in der Domkirche getraut.

Aus dieser Ehe entsproß eine Tochter und ein Sohn, die beide mit größter Sorgfalt erzogen wurden.

So glücklich auch die erste Zeit des Ehelebens für Stolze verlief, so sollten doch nur zu bald düstre Wolken den friedlichen Himmel trüben. Von zwei Seiten wurde ihm das Dasein verbittert. Seine anstrengenden Arbeiten, bei denen er oft Tag und Nacht über Büchern gebeugt zugebracht, hatten seine Gesundheit untergraben und ihm ein sehr empfindliches Unterleibsleiden zugezogen. Schmerz und Verdruß legten Stirne und Wangen in immer dichtere Falten. Den Verdruß aber, der ihm auch seine Stellung verleidete, verursachte ihm ein jüngerer Mann, dessen glattes, gewandtes Aeußere das Wohlgefallen des Herrn Direktors gefunden hatte, in dessen Gunst er in so hohem Grade sich einzunisten wußte, daß alle Unregelmäßigkeiten, die er sich zu Schulden kommen ließ, mit unverzeihlicher Nachsicht übersehen wurden. Das schlichte, gerade, zurückhaltende, oft schroff erscheinende Wesen Stolzes, der in gesellschaftlicher Beziehung in den Augen seines Chefs keine Gnade fand, stach freilich gegen das glatte, geschniegelte und gebügelte Benehmen des jungen Mannes, den ich sehr wohl kannte, denn er war mein Schulkamerad gewesen, sehr ab. In keiner der Soireen im Hause des Herrn Direktors durfte er fehlen, zudem war er der Liebling aller Damen und insbesondere der Frau Direktorin, die seine Liebenswürdigkeit und gesellschaftlichen Talente über alles erhob und ganz offen von dem Zauber seines Wesens sprach. Ganz anders stand es mit diesem Günstling im Bureaudienst, wo Stolze sich der Sorge unterzog dessen mangelhafte Leistungen in Ordnung zu bringen oder gar für ihn zu

arbeiten, wenn er in leichtsinniger Weise seinem Berufe nicht nachkam. Stolze übte lange Zeit eine fast übermenschliche Geduld an diesem lockeren Vogel, der es sogar wagte, seine argen Windbeuteleien als humoristische Geniestreiche harmloser Art zu bezeichnen und geradezu auf die Gunst seines Chefs zu pochen. Da der junge Mann indessen die Sache immer ärger trieb, die anfänglich gelinden Mahnungen Stolzes jedoch nichts fruchteten und ernstere und strengere Zurechtweisungen mit Hohn erwidert wurden, so kam es eines Tages zu einer ziemlich lauten Scene, von der zufällig der Direktor Zeuge wurde. Stolze hielt nicht zurück und sprach seine Meinung unverhalten aus. Ohne ein Wort zu äußern winkte der Direktor seinen Günstling ihm auf sein Zimmer zu folgen. Was hier geschah läßt sich schwer errathen, merkwürdig genug aber war das Ergebniß. Es vergingen mehrere Tage, ehe Stolze den von ihm Abgekanzelten wiedersah; aber wie mußte er erstaunen, als dieser, wie wenn gerade das Gegentheil geschehen wäre, mit dem Herrn Direktor eintrat und an einer Stelle Beschäftigung erhielt, die weniger in die Thätigkeit Stolzes eingriff und Jenem Aussicht auf eine höhere Besoldung gewährte. Von nun an war dem pflichtgetreuen und nur das Beste des Instituts im Auge habenden Stolze ein intriguanter Feind geschaffen, der jede Gelegenheit benutzte, durch allerhand kleinliche Ränke Revanche zu nehmen. Noch tiefer verletzend mußte es aber sein, wenn es dem elenden Menschen gelang die steigende Gunst seines Chefs in einer den rechtschaffenen Mann kränkenden Weise

mit Hohnlachen geltend zu machen. Stolze that zwar nach wie vor seine Schuldigkeit; aber Lust und Liebe für seine Berufsarbeiten waren gebrochen; seine Kränklichkeit nahm zu, der Arzt schüttelte den Kopf und schob die Schuld hauptsächlich der sitzenden Beschäftigung seines Patienten zu.

Stolze hatte sich von der Zeit an, als ich ihn das erste Mal mit seinem Freunde Lohbeck sah, eifrig mit der Stenographie beschäftigt. Das Mosengeil'sche System, mit dem er zu arbeiten versuchte, hatte ihn zu eignen Forschungen angeregt. Nach und nach lernte er die englischen, französischen und deutschen Systeme der Stenographie kennen, deren Werke er sich alle zu verschaffen wußte, beachtete jede neue Erscheinung im Gebiete dieser Kunst und nahm unter den obwaltenden Umständen um so mehr Veranlassung Versuche zur Aufstellung einer eignen Methode anzustellen. Im Jahre 1835, also nach 18 Jahren, gab er seine Stellung bei der Feuerversicherungsanstalt auf. Sein Unwohlsein, das Andrängen seines Arztes und die unerträglich gewordenen Verhältnisse im Amte, erleichterten ihm seinen Entschluß, doch an Thätigkeit gewöhnt, ertheilte er von jetzt an wieder Unterricht in den alten und neuen Sprachen wie den historischen Wissenschaften. Diese pädagogischen Beschäftigungen und das Studium der Sprachwerke von Becker und Grimm gaben seinen Bestrebungen für die Stenographie die Richtung, daß er eine Methode aufzustellen suchte, welche, auf den Sprachbau gegründet, für den Schulunterricht und eine allgemeine Verbreitung geeignet sein sollte.

In diesen Bestrebungen fuhr er unablässig fort. Der Wiederherstellung seiner Gesundheit war indessen alles dies nicht zuträglich, die Nothwendigkeit, sich körperliche Bewegung zu machen, die ihm der Arzt dringlichst ans Herz legte, wurde stets zurückgedrängt durch den Hang und die lange Gewohnheit sich mit schriftlichen Arbeiten und Studien abzugeben; auch die Ertheilung von Unterricht war eben nicht geeignet körperliche Bewegung zu fördern. Da das Uebel ärger zu werden drohte, kam sein Arzt auf die unglückliche Idee ihm zu rathen, er möge ein Geschäft, das ihn zu körperlicher Anstrengung nöthige und zu seiner Zerstreuung mit dem großen Publikum in Berührung bringe, etabliren. Er schlug ihm dazu die Eröffnung einer Materialhandlung vor und trieb und drängte so lange, bis Stolze zuletzt wohl oder übel einwilligen und ein Geschäft, unter Beistand und Rath seines Freundes Lohbeck, in der großen Friedrichsstraße, in der Gegend zwischen der Koch- und Bellealliancestraße, gegenüber der Stelle, wo die später durchgelegte Besselstraße ausmündet, eröffnete. Nun denke man sich den guten, ehrlichen, bedächtigen, etwas steifen Stolze im langen dunklen Ueberrock, zugeknöpft bis an den Hals, mit breiter, weißer Halsbinde, die schwere silberne Brille auf der Nase, beschattet von den zusammengezogenen, dunklen Augenbrauen, das tiefgefurchte Gesicht, das Haupt bedeckt mit dichtem, schwarzem Haar, gebeugt über den Ladentisch, auf dem neben der großen kupfernen Wagschale Schweizerkäse und andere Genußmittel

zu anlockendem Verkaufe standen, hinter ihm die Schubkästen mit Kaffee, Zucker und diversen Erzeugnissen einer südlichen Zone nebst ihren heimischen Surrogaten. Der erste Blick in den Laden und auf meinen lieben Stolze, wie ich ihn in dieser Periode seines Lebens wiedersah, vor einem dem Einkauf solcher Artikel entsprechenden Publikum, hätte eher vermuthen lassen, ein alter biederer Quäker oder Methodist rede von einer Kanzel herab in würdiger Haltung zu dem sündigen bekehrungsbedürftigen Volke. Diesen Eindruck machte seine Erscheinung auf mich bei meinem ersten Besuch, zu welchem Freund Lohbeck die Veranlassung gab. Dieser wußte, daß durch meine Vermittelung eine Preisermäßigung beim Einkauf eines Artikels zu erlangen wäre und wandte sich deshalb an mich; welchem Wunsche ich gern entsprach. Wie schlecht die Ergebnisse der Befolgung des ärztlichen Rathes ausfallen sollten, zeigte sich leider bald. Statt Zerstreuung, Bewegung und Erholung, um damit die Gesundheit wieder zu erlangen, gab es Aerger und Verdruß in Hülle und Fülle. Auf abscheuliche Weise hintergangen und betrogen und in Verdrießlichkeiten aller Art verwickelt, sah sich Stolze genöthigt, den Materialkram wieder aufzugeben, zumal bei den nicht unterbrochenen stenographischen Studien er auf eine gute Bahn gelangt zu sein glaubte.

Im Jahre 1838, wo er die Grundzüge seines stenographischen Systems gefunden zu haben meinte und sein Geschäft verkauft hatte, machte er sich so frei wie möglich und widmete nun zwei Jahre aus-

schließlich der Ausbildung dieser Methode. Im Sommer des Jahres 1840 hatte Stolze das Manuscript seines Werkes „Lehrbuch der Stenographie" vollendet und suchte nun Beurtheilung und Unterstützung für dessen Herausgabe bei dem Königlichen Unterrichtsministerium nach. Es interessirten sich auch hier einige bedeutende Persönlichkeiten für die Sache und sprachen sich sehr aufmunternd über Stolzes Leistungen aus. Der Staat übernahm auch wirklich unter gewissen Bedingungen die Kosten des Drucks und der Herstellung des Werkes, die leider bis in das nächste Jahr eine Verzögerung erlitt, weil für die Herstellung der erforderlichen Tafeln die erforderlichen Kräfte nicht aufzutreiben waren. Zuerst sollten die Tafeln durch einen geschickten Lithographen in Stein gravirt werden. Es wird aber niemals gelingen, die stenographische Schrift korrekt herzustellen, wenn man zu diesem Zweck nicht vollständig mit dem System bekannt ist. Das zeigte sich in schlagender Weise, und alle Lithographen, selbst die anerkannt tüchtigsten, konnten nichts Brauchbares produziren. Nach dem Scheitern dieser ersten Versuche wurde unserm Stolze der Rath ertheilt, die Tafeln durch lithographischen Abdruck zu vervielfältigen und das Original selbst anzufertigen. Zu jener Zeit war der Abdruck in Berlin noch sehr wenig im Gebrauch, und was in der Art geliefert wurde, trug die höchste Unvollkommenheit zur Schau. Man bediente sich daher des authographischen Abdruckes nur in solchen Fällen, wo es weniger auf Sauberkeit als auf Schnelligkeit ankam. Solche fehlerhaften Leistungen

konnten jedoch der Stenographie nicht genügen. Stolze gab sich alle erdenkliche Mühe für seinen Zweck, den rechten Mann aufzutreiben. Ein Offizier des Generalstabes, den Stolze kannte, glaubte den Gesuchten gefunden zu haben. Es war dies auch ein sonst gut empfohlener Lithograph, Namens Baldamus, der sich alle mögliche Mühe zu geben versprach, das Verlangte zu leisten. Stolze erhielt von ihm die Amdrucktusche und ließ nicht nach mit Versuchen und Uebungen, um Befriedigendes herzustellen, aber leider, der Druck fiel nicht zur Zufriedenheit aus. Welche Mühe sich Stolze gab, und wie er mit der größten Langmuth und Unverdrossenheit immer aufs Neue seine Tafeln schrieb, um sie immer wieder durch den Druck verdorben zu sehen, davon habe ich mich mit eignen Augen überzeugt, da Stolze in der Hoffnung, sein Werk bald herausgeben zu können, bereits angefangen hatte, Unterricht in der Stenographie zu ertheilen, und ich mit meinem damaligen Freunde, dem schon verstorbenen Rechnungsrath Jaquet, in einer und derselben Stunde die Ersten waren, die sich zu Schülern bei Stolze meldeten und den Unterricht, ohne ein Lehrbuch in den Händen zu haben, erhielten.

Es war in der Mittagsstunde eines Spätsommertages, als ich auf meinem Pulte ein Zeitungsblatt liegen hatte, auf das mein Blick zufällig fiel und die Ankündigung las „Unterricht in der Stenographie wird ertheilt Charlottenstraße 65, parterre links". Stenographie? fragte ich mich, das Wort hast du ja einmal gehört: wie, wo und wann war das? Ich

sam darüber nach, konnte mich aber nicht sogleich besinnen, da ich nur 1819, also vor länger als 20 Jahren, gelegentlich davon gehört hatte. Man rief mich zu Tische, dann sprach ich mit meiner Frau über die eigentliche Bedeutung des Wortes Stenographie, die freilich nicht mehr davon wußte wie ich, also so gut wie garnichts. Als ich gespeist hatte, nahm ich das Brockhaus'sche Konversationslexikon zur Hand und fand darin das mir vorläufig Genügende. Nach Einsicht des Artikels durchzuckte es mich wie ein elektrischer Funke. Einer der größten Vereine Berlins, die Polytechnische Gesellschaft, hatte mich zu seinem Schriftführer gewählt. Die lebhaften und interessanten Verhandlungen wurden auf Wunsch Aller so ausführlich wie möglich begehrt, und ich kam diesem Wunsche nach Kräften und zur Zufriedenheit der Mitglieder nach, gewann aber bald die Ueberzeugung, daß ich mit Hülfe einer kürzeren Schrift viel Besseres zu leisten im Stande sein müßte. Jetzt dachte ich nur an die Stenographie und im Geiste sah ich bereits diese Kunst im Dienste meines Schriftführeramtes.

Meine Wohnung befand sich in derselben Straße und kaum zweihundert Schritte von dem Hause, wo der von mir ersehnte Unterricht ertheilt werden sollte. In zwei Minuten war ich an Ort und Stelle und klopfte parterre links an die Thür an, an der sich weder ein Schild, noch ein Name, noch sonst eine Notiz befand, die auf stenographischen Unterricht lautete. In meiner Ungeduld klopfte ich, da nicht

sogleich geöffnet wurde, ein zweites Mal. Nun wurde die Thür geöffnet; und wer stand vor mir? derselbe Mann, dieselbe charakteristische Gestalt, wie ich sie vor 21 Jahren und darauf vor 2 Jahren hinter dem Ladentisch einer Materialwaaren-Handlung beobachtet hatte. Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick zweifelhaft war, die richtige Adresse gefunden zu haben, und meine ersten Worte waren auch wirklich in dieser Beziehung entschuldigender Natur. Stolze lud mich nun aber ein, näher zu treten. Ich bin überzeugt, daß ich mich dem Meister gegenüber etwas dumm und unwissend, vielleicht gar albern benommen habe, denn das bischen Kaufmann, das noch in mir steckte, in Gemeinschaft mit Eifer und Wissensdurst, begnügte sich nicht mit der einfachen Frage, ob und wann ich den begehrten Unterricht erhalten könne, ich möchte auch gern wissen, was ich für mein Geld und die daran zu setzende Mühe erlangen würde. Stolze war sehr einsilbig und zurückhaltend und schien nicht Lust zu haben, sich auf eine Beantwortung solcher Fragen jetzt einzulassen, und indem er die meist niedergesenkten Augen zuweilen, mich kurz musternd, aufschlug, kam es mir vor, als denke er bei sich: das scheint mir auch nicht der rechte Mann zu sein! Ziemlich barsch unterbrach er mich mit der Frage: „Und . . . um welche Zeit wäre Ihnen mein Unterricht am bequemsten?" Ich fühlte, daß ich zu Ende kommen müsse, nannte die Stunde, er war damit einverstanden, und andern Tages fand ich mich pünktlich ein. Ich gestehe aufrichtig, daß das Sprüchwort: Aller Anfang ist schwer, sich hier recht zutreffend

erwies. Stolze machte im stenographischen Unterricht seine erste Probe, das Lehrbuch lag nicht vor, die Herstellung der Tafeln verunglückte immer wieder, und so nahm ich denn die Stenographie, ich möchte sagen, theelöffelweise ein, zumal die Unterrichtsmethode, welche Stolze anfangs beobachtete, eine sehr abweichende von der später von ihm befolgten war, wie das zum Theil noch aus der ersten Auflage seines Lehrbuches ersichtlich ist. So gelangte ich denn ziemlich langsam vorwärts. Mein Eifer, meine gute und fügsame Handschrift, welcher es gelang, die Vorschriften des Lehrers auf's Aehnlichste nachzubilden, erfreute diesen sehr. Da ich ihm jedes Mal fast fehlerlose Arbeiten lieferte, gewann er bald die Ueberzeugung, daß ich nicht derjenige sei, den mein erster Eindruck hatte vermuthen lassen. Immer freundlicher gestaltete sich sein Benehmen gegen mich. Der anfangs wortkarge Mann wurde oft beredt und seine Unterhaltung war mir zuletzt eine höchst angenehme. Mit wahrem Bedauern trennte ich mich jedes Mal von ihm, wenn meine mir äußerst knapp zugemessene Zeit ein längeres Verweilen nicht mehr gestattete. Kam ich zur Stunde, so löste ich seinen damals vier Jahre alten Sohn vom Unterricht im Lesen ab, den ihm der Vater in sehr instruktiver Weise ertheilte. In der letzten Hälfte des Unterrichts erhielt ich auch das Lehrbuch nach und nach in einzelnen Bogen und ebenso die durch Umdruck hergestellten Tafeln, die leider die ausgezeichnet schöne Handschrift Stolzes sehr verstümmelt wiedergaben. Allein es ließ sich trotz aller Versuche nichts Besseres

schaffen, und so mußte das wahrhaft klassische Werk unseres Meisters in so geschädigter Form in die Welt gehen. Stolze glaubte nun mit dem, was bisher von seiner Seite geschehen, genug gethan zu haben . . . doch was hatte er denn für seine Sache gethan? Allerdings hatte er mit rastlosem Fleiße und nach vielen Jahren unermüdlichen Strebens ein abgeschlossenes und brauchbares Werk, wie es bisher noch nie dagewesen war, geschaffen, sich deshalb an die höchsten Behörden gewandt, hatte Gehör gefunden, eine Unterstützung zur Herausgabe seines Buches, Versprechungen seitens des Ministeriums erhalten, versuchsweise Kurse abzuhalten, er hatte ferner einmal seinen Unterricht in der Zeitung angezeigt und in Folge dessen mehrere Schüler unterrichtet . . . und was nun? Ja, nun sollte sich alles von selber weiter fördern: denn eine gute Sache muß doch Anerkennung finden und sich selbst Bahn brechen! Stolze kannte aber die Welt viel zu wenig, als er solche Hoffnungen hegte, er hatte über seine Schöpfung die irdischen Verhältnisse, wie sie in Wirklichkeit lagen, in Vergessenheit gerathen lassen, dachte weder an die Erfahrungen während seiner bureaukratischen Laufbahn, noch an die seines Materialkrams, wiegte sich vielmehr in Illusionen und formte die ganze gebildet sein wollende Welt nach einem Muster, wie er es für seine Sache passend und wünschenswerth erachtete, und wartete so der Dinge, die da kommen sollten.

Ich hatte Stolze während des Unterrichts immer mehr lieb gewonnen und schied ungern von ihm. Als

er mich freundlich aus seiner Lehre entließ, hatte ich es doch so weit gebracht, daß ich einige Predigten, die er mir vorlas, ohne Anstoß vollständig nachzuschreiben vermochte. Meine häuslichen Uebungen wurden aber auch eifrig und ich möchte sagen raffinirt betrieben. Wo ich ging und stand wurde geübt. Um es nicht äußerlich sichtbar und auffällig erscheinen zu lassen, steckte ich gewöhnlich eine Hand in die Tasche und schrieb darin mit dem Zeigefinger nach, was mir die Leute sagten und was ich ihnen antwortete oder was ich sonst hörte oder selbst dachte. Die stenographischen Zeichen schwirrten Tag und Nacht deutlich erkennbar um mich her. Schon die nächsten Verhandlungen des Gewerbevereins und der Polytechnischen Gesellschaft schrieb ich, so gut es gehen wollte, mit Hülfe der Stenographie nieder. Ich vervollkommnete mich schnell und meine Leistungen fanden zuerst in der Polytechnischen Gesellschaft Anerkennung. Man sprach seine Bewunderung darüber aus, daß ich es möglich zu machen wußte, in dem Protokoll bei Debatten die Reden einzelner hervorragender Mitglieder so vollständig und wortgetreu wiederzugeben, doch Niemand dachte an die Stenographie, von der auch ich seit Jahr und Tag nichts weiter gehört noch gesehen hatte, als was ich selber produzirte. Ich vermuthete schon, daß ich der Einzige wäre, der sich noch mit dem, was Stolze gelehrt, beschäftigte. Nachdem eine geraume Zeit vergangen, trug sich etwas zu, das die erste Veranlassung wurde, nicht allein der Stolzeschen Erfindung wieder zu gedenken, als vielmehr den Keim zu

ihrer erneuten Belebung und frischen fröhlichen Entwicklung zu legen. In den stenographischen Lehrbüchern liest man die geschichtliche Anführung: „Die Stenographie wurde urspriünglich erfunden um öffentliche Reden nachzuschreiben“. Nun finden öffentliche Reden nur da ein erhöhtes Interesse, wo die staatlichen Verhältnisse dem Bürger dazu Veranlassung geben, wie das in Verfassungsstaaten der Fall ist, dessen Volksvertretung im Namen aller öffentlich verhandelt, für und zu jedermann spricht, und die Möglichkeit in den eigenen Worten von jedem gehört und verstanden zu werden, wenn er auch noch so fern, nur durch Vermittlung der Stenographie erreicht werden kann.

Als Stolze mit seiner Erfindung auftrat, befand sich Preußen ohne Verfassung; es war auch die Zeit gar nicht denkbar, Preußen in die Reihe der verfassungsmäßig regierten Staaten eintreten zu sehen: Stolze durfte daher auch nicht daran denken, seine Erfindung vorzugsweise dem parlamentarischen Dienste zu widmen und für denselben zu empfehlen; er wollte vielmehr eine Schrift, die das Eigenthum jedes Gebildeten sein könnte. In diesem Sinne allein schuf er sein Werk und suchte bei den Behörden Unterstützung nach, wo ihm leider Versprechungen gemacht wurden, die später nicht in Erfüllung gingen. Stolze besaß aber auch nicht die Begabung, mit seinem Pfunde zu wuchern, seine Sache geschäftlich zu behandeln. In keiner Zeitung wurde von irgend einer Seite seiner Erfindung erwähnt oder dieselbe besprochen, seine Schüler machte er nicht unter einander bekannt oder

regte sie an, für seinen Unterricht Theilnahme in ihren Kreisen zu erwecken, kurz, er that für seine eigene Sache äußerst wenig.

In andern deutschen Staaten zeigten sich für die Stenographie viel günstigere Verhältnisse. Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden u. s. w. waren Verfassungsstaaten. Die Anwendung der Stenographie war dort zu einer Nothwendigkeit geworden. Gabelsberger in München glückte es, mit einem für parlamentarische Zwecke brauchbaren System hervorzutreten, welches seiner Anwendung wegen mehr in abgeschlossenen Kreisen verbreitet war und sich später erst weiter entwickelte. Ein Schüler Gabelsbergers, der in Oesterreich lebte, unternahm mit dem Erlernten eine Spekulation, die für ihn einen günstigen Ausgang hatte. In zierlicher stenographischer Schrift schrieb er in seinen Mußestunden ein klassisches Werk ab, und als der Kaiser Nikolaus von Rußland dem Herrscher Oesterreichs einen Besuch machte, benutzte er diese Gelegenheit, schrieb eine Dedikation zu seinem Buche, versah es mit einem schönen Einband und ließ es durch gesandtschaftliche Vermittlung dem Kaiser von Rußland überreichen. Es erging darauf eine anerkennende Antwort in Begleitung eines Brillantringes. Die Nachricht hiervon wurde mit Ostentation durch alle Zeitungen verbreitet und ging auch durch die Berliner Blätter. Als bald nachher die polytechnische Gesellschaft eine Sitzung hielt, meldete sich bei mir ein bisher ganz unbekannter Herr, Namens Jaquet, zum Wort, um eine Mittheilung zu machen. Als die Reihe an

ihn kam, trug er zunächst den vorher erwähnten Zeitungsartikel vor, knüpfte daran einige allgemeine Bemerkungen über Stenographie und schloß mit der Verherrlichung des Berliner Stolzeschen Systems, das seiner Durchführung, Vollendung, Kürze und Schreibfähigkeit wegen die Gabelsbergersche Methode bei Weitem übertreffe. Nach Schluß der Sitzung blieben viele Mitglieder noch zu gesellschaftlicher Unterhaltung einige Zeit beisammen; auch Jaquel befand sich unter den Anwesenden, der heute seine Jungfernrede gehalten und ganz voller Enthusiasmus in glühendem Eifer Gläubigen und Ungläubigen die Wunder der Stenographie explizirt hatte. Mit Begier hatte ich nun den Schluß seiner Mittheilungen, den Augenblick ersehnt, wo ich mich mit ihm über die mir so lieb gewordene Stenographie aussprechen konnte. In größter Eile erledigte ich die mir noch obliegenden Vereinsgeschäfte und saß endlich an Jaquels Seite. Heute erst ermittelten wir, daß wir beide uns in ein und derselben Stunde zu Schülern Stolzes gemeldet hatten, und daß wir seine ersten Schüler waren. Von diesem Augenblick an schloß sich um uns ein Freundschaftsband, das ungetrübt uns 30 Jahre lang umschlang. Schon an diesem ersten Abend unserer Bekanntschaft wurde der Beschluß gefaßt, durch stenographische Korrespondenz mit einander in Verbindung zu bleiben. Wir hielten unser Versprechen. In meines stenographischen Freundes Briefen prägte sich poetisch und überschwänglich die glühendste Verehrung für unseres Meisters Werk aus. Es wurden alle möglichen Pläne für die Zukunft ersonnen, die

ganze Welt sollte stenographisch hergerichtet werden. Wir gaben dem Worte „Stenographie“ die weitgreifendste Bedeutung und modellirten ein Ideal der Menschheit aus ihr. Erst nach und nach gewannen wir nüchternere Ansichten als wir die Idee besprachen, dem Erfinder der deutschen Kurzschrift, dem Meister Stolze, auf kunstvollem Piedestal eine Kolossal-Broncestatue inmitten des schönsten Platzes seiner Vaterstadt zu errichten, und in uns plötzlich die Frage auftauchte: wo bleibt denn unser lieber Meister, wie geht es ihm denn; ruht er etwa reich belohnt glücklich und zufrieden auf seinen Lorbeeren? Jaquet, der bereits Vorträge über Stenographie vor Mitgliedern der polytechnischen Gesellschaft hielt, theilte mir brieflich mit, er habe ganz gelegentlich vernommen, Stolze besitze ein kleines Geschäft in der Wilhelmstraße; ob er auch in der Stenographie unterrichte, oder welche Wissenschaft er sonst treibe, wisse er nicht. Er machte mir den Vorschlag, gemeinschaftlich unserm Lehrer einen Besuch abzustatten. Kaum hatte ich diese Nachricht gelesen, als eine trübe Ahnung in mir aufstieg und das Herz preßte. Was, fragte ich mich, ist aus unserm Stolze geworden? Seit Jahren hörte ich weder von ihm noch von seiner Schöpfung, welcher Dämon trieb mit ihm und seinen Hoffnungen ein böses Spiel? Es ließ mir keine Ruhe, ich griff eilend nach Hut und Stock und rannte der Wilhelmstraße zu. In dem Theile der Straße, die zwar jetzt mit stattlichen Bauten geziert, damals als ziemlich seitwärts gelegen bezeichnet werden konnte, fand ich einen kleinen,

dürftig ausgestatteten Posamentierladen, ohne Firmaschild oder sonstige Bezeichnung des Inhabers. Nach genauer Erkundigung in der Nachbarschaft sollte der Besitzer Stolze heißen. Ich sah durch die kleinen Scheiben der Ladenthür, bemerkte aber Niemand, öffnete und trat mit klopfendem Herzen ein. Nach einigen Augenblicken erschien ein etwa 10- oder 11jähriges bildschönes Mädchen; es war Stolzes Tochter. Sie fragte nach meinem Begehr. „Ich möchte Herrn Stolze sprechen, . . . er ist doch zu Hause?" Das Kind sah mich mit großen Augen an, es hatte wohl ganz etwas Anderes erwartet als diese Frage, dann ging es zögernd woher es gekommen. Es währte lange, ehe es mir die Antwort brachte: Vater befinde sich nicht wohl und könne Niemanden sprechen. „Das thut mir leid", erwiderte ich, „aber gehen Sie nur noch einmal zu Ihrem Herrn Vater und sagen Sie ihm, ich hätte in einer äußerst dringenden Angelegenheit nur eine ganz kurze Mittheilung zu machen, er möge mir nur ein paar Augenblicke Gehör schenken". „Aber Vater ist krank". „Ich glaube das ja", fiel ich ein, denn ich wollte mich unter keinen Umständen abweisen lassen, „aber ich habe Ihrem Vater eine gute Nachricht zu bringen und die kann ihm keinen Schaden zufügen". Ich nannte dann meinen Namen. Die Kleine stand noch ein Weilchen wie wenn sie überlegte, ob sie, ohne den Unwillen ihres Vaters zu erregen, meinem Verlangen nachgeben durfte, und ging hierauf langsamen Schrittes zurück. Nach einer langen Pause wurde ich ersucht näher zu treten. In einem kleinen, dunklen,

hinter dem Laden befindlichen Zimmer saß an einem Tische, das lebensmüde Haupt auf den Arm gestützt, die hagere, abgehärmte Gestalt des guten Stolze. Auf meine wiederholten Fragen, wie es ihm gehe, erhob er endlich den seitwärts zur Erde gesenkten Blick, athmete einmal schwer, wie wenn er mir antworten wollte, doch ein stummes, bitteres Lächeln war Alles, was er auf meine Frage erwiderte. Ich sprach ihm meine Theilnahme mit den aufrichtigsten Gefühlen aus, und als ich vermuthen durfte, er werde mir Rede stehen, forschte ich in vorsichtigen Worten nach dem Erfolge seiner Erfindung. Ich mußte das Schlimmste hören. Alle seine Hoffnungen waren nicht zum geringsten Theile in Erfüllung gegangen, und seit länger als einem Jahre hatte er seinem mühevollen, schöpferischen Werke nicht einen Blick gegönnt. In der zartesten Weise versuchte ich es, meine Muthmaßungen und Gründe des Mißlingens seiner Sache anschaulich zu machen und in ihm neue Hoffnungen wach zu rufen. Wie wenn alles verloren wäre, schüttelte er verzweifelnd sein Haupt, bedeckte die Stirn mit der Hand und blickte stumm und starr zur Erde. Ich wiederholte meine Versuche, ihn aufzurichten, und als er mich fortwährend zurückwies und in fast erschreckendem Tone mit tiefer zitternder Stimme sprach: „Lassen Sie mich, o lassen Sie mich, ich tauge hier nichts mehr!" da flammte es in mir auf und ich rief in der Erregung vielleicht überlaut: „Nein, dem ist nicht so, das soll nicht sein, das darf nicht sein!" Dann drang ich in ihn, wenigstens vorläufig die ihm sonst so lieb gewesene

Beschäftigung des Unterrichts wieder aufzunehmen, und bat ihn, der Lehrer meines Sohnes zu werden und mich zu diesem Zweck so oft wie möglich zu besuchen. Wenn ich meines Freundes Jaquet gedachte, so unterließ ich es doch, ihn jetzt mit stenographischen Angelegenheiten und Projekten zu behelligen. Nur ein Herz von Stein hätte solchen Bitten, wie ich sie in allen Redewendungen an Stolze richtete, widerstehen können. Nach langem Schweigen, während dessen ich in ihm den innern Kampf beobachtete, nahm er endlich die Hand von der Stirn, ließ den Arm unwillkürlich auf den Tisch herabsinken und sagte halblaut vor sich hin: „Ich werde kommen". Schnell ergriff ich seine Hand und rief: „Aber bald, recht bald; kommen Sie heut, kommen Sie nur, alles Uebrige wird sich finden". Andern Tages, es war zwischen 2 und 3 Uhr nach Tische, wo mir stets ein Täßchen Kaffee gut schmeckte und zufällig ein Paar Freunde zu kurzem Besuche bei mir waren, wurde die Glocke gezogen. Meine Ahnung sagte mir: Das ist Stolze. Ich flog zur Thür, und in der That, der Erwartete stand vor mir. Erfreut führte ich den lieben Besuch fast ungestüm ins Zimmer. Ich stellte die Herren einander vor, wir ließen uns nieder und meine Frau servirte sogleich den Kaffee. Der eine der Anwesenden, ein naher Verwandter meiner Frau, hatte Stolze beim Eintreten sogleich erkannt; beide waren gleichen Alters und ganz intime Schulfreunde gewesen; der Andere, ein Mann von unverwüstlich guter Laune, trug durch heitere Unterhaltung nicht wenig dazu bei, Stolzes Gemüths-

stimmung zu heben. Heute, am Mittwoch Nachmittag, wo die Schule ausfiel, konnte ich auch meinem Knaben seinen neuen Lehrer vorstellen. Beim Abschiede versprach Stolze, andern Tages den Unterricht zu beginnen. Sofort setzte ich mich auch mit Freund Jaquet in Verbindung, und nun wurde auf unsern Meister so lange eingewirkt, bis er seinem verloren geglaubten Werke wieder Theilnahme zuwandte.

Mit allen Kräften suchten wir in der Polytechnischen Gesellschaft ein gedeihliches Feld für die Stenographie zu ebnen. Als thätiger Schriftführer dieses großen und einflußreichen Vereins erfreute ich mich der Zuneigung und des Wohlwollens der Mitglieder; ich durfte mit Recht die Erwartung hegen, daß man meinen billigen und gerechtfertigten Wünschen nachgeben werde. In der nächsten Vereinsversammlung führte ich unsern Meister ein und sorgte dafür, daß ihm ein angenehmer Empfang bereitet wurde. Der damalige Vorsitzende (Oberstlieutenant Professor Dr. Turte), ein humaner, liebenswürdiger, höchst beredter Mann, dessen rechte Hand zu sein ich mir schmeicheln durfte, verfehlte nicht, Stolze aufs Freundlichste aufzumuntern und besonders der Leistungen der Stenographie zu gedenken, die ja einen ersichtlichen Einfluß auf die Verhandlungen der Gesellschaft ausübe. Viele Mitglieder und angesehene Männer unterließen nicht, Stolze Achtung und Theilnahme zu bezeigen und ihn aufzufordern, sich selbst zu Vorträgen über seine Erfindung herbeizulassen. Die Bahn war jetzt gebrochen. Stolze, der mir immer mehr ein lieber Freund wurde,

mich mindestens viermal in der Woche besuchte und für den ich im Kreise meiner vielen Bekannten für Unterricht in der Stenographie und anderen Disciplinen mit glücklichem Erfolge geworben, auch dessen Familie ich häufig bei mir sah, begann nun wieder neu und in fruchtbringender Thätigkeit aufzuleben. Seine Vorträge in der polytechnischen Gesellschaft fanden vielen Anklang, seine Kurse zahlreiche Schüler.

Jetzt zeigte sich so recht das Bedürfniß einer kurzen Anleitung, die dem Lernenden an die Hand gegeben werden konnte, denn das große Lehrbuch war mehr geeignet, dem Lehrer und dem in der Stenographie weiter Forschenden zu dienen, auch war der Preis ein zu hoher. Stolze weigerte sich Anfangs an die Abfassung einer solchen Anleitung zu gehen, allein das Bedürfniß war ein so allgemein gefühltes, daß sein Widerstand gebrochen wurde, und er frisch an's Werk ging. Die nothwendigen stenographischen Tafeln autographirte Freund Jaquet, deren Amdruck dieses Mal etwas besser gelang. Nun galt es einen Verleger zu finden. Ich trug dem Buchhändler Mittler, einem mir befreundeten und von Jugend auf bekannten, tüchtigen, fleißigen Geschäftsmanne, das kleine Werk an und empfahl dasselbe mit der ganzen Kraft meiner Beredsamkeit. Der vorsichtige Buchhändler durchblätterte schweigend das Buch und lispelte zweifelnd in fragendem Tone: „Stenographie?“. „Ja, Stenographie“, rief ich, „eine Arbeit, die sicher Anerkennung und schnellen Absatz finden wird. Wie viele Exemplare getrauen Sie sich von einer Messe zur

andern abzusetzen?“. „Wenn ich Ihnen aufrichtig meine Meinung sagen soll, so habe ich gar keine Meinung dafür. Ich wüßte nicht 25 Exemplare abzusetzen.“ „Oho“, fiel ich ein, „Sie glauben gar nicht, welche Arbeit in diesem kleinen, außerordentlich werthvollen Buche steckt. Es ist die eines ganzen Menschenalters! Nach meiner Ansicht ist das Werk mit 10,000 Thalern nur schlecht bezahlt. Was bieten Sie denn für das Manuscript?“. Ich sprach das in halb scherzhaftem Tone, doch nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. Aber Mittler war zu keinem Gebot zu bewegen und nannte es eine Gefälligkeit gegen mich, wenn er das Buch in Kommissionsverlag nähme. Nun galt es die Größe der Auflage zu bestimmen. Der Buchhändler rieth zur möglichst kleinsten, und als ich von 750 Exemplaren sprach, schüttelte er ungläubig den Kopf. „Sie zweifeln, wie es scheint, an jedem Erfolg. Ich biete Ihnen eine Wette an, daß in drei Monaten die ganzen Exemplare verkauft sind.“ Ein stummes Lächeln war die ganze Antwort.

In kürzester Frist war die Auflage fertig, es galt nun aber für ihren Absatz Propaganda zu machen. Zu diesem Zwecke verfaßte ich ein Umlaufschreiben, worin ich in prägnanter Weise und kurzen Worten aber eindringlich jedem Mitgliede der polytechnischen Gesellschaft die Verpflichtung auferlegte, durch Abnahme und Verbreitung des Buches, einer der interessantesten Schöpfungen des menschlichen Geistes und Scharfsinnes Anerkennung zu bezeigen und eine schöne Sache damit fördern zu helfen. Der Vereinsdiener wurde noch be-

sonders instruirt, mit der erforderlichen Zahl von Exemplaren beladen und mußte unverzüglich die Runde bei allen Mitgliedern machen. Der Erfolg übertraf bei Weitem meine Erwartungen. Die erste Auflage war in wenigen Wochen vergriffen. Für eine neue Auflage wurden sofort die nöthigen Anstalten getroffen und gelang deren Ausstattung auch noch besser.

Der Unterricht und die Kurse mehrten sich. Jaquet, unermüdlich in der Propaganda, unterrichtete im Ministerium des Innern in zwei Kursen eine Anzahl von Beamten, woran auch der vortragende Rath, Geheimer Oberregierungsrath Mätzke, und Gemahlin theilnahmen. Der Minister Graf Arnim-Boitzenburg, dem Jaquet bekannt war, unterstützte die Sache durch seine Protektion. Alles ging nach Wunsch. Nach Beendigung der Kurse durften wir schon an die Stiftung eines stenographischen Vereins denken. In der ununterbrochenen Korrespondenz zwischen Jaquet und mir wurden die Vorbereitungen besprochen und jeder wirkte in seinem Kreise für das Zustandekommen des Unternehmens. Bald standen uns keine Hindernisse mehr im Wege. Die polytechnische Gesellschaft erklärte durch den Mund ihres Vorsitzenden, die Stenographie wie eine Mutter zu pflegen und bei sich aufzunehmen, ein Verhältniß, das sich bis auf die heutige Stunde, bereits 50 Jahre, ungetrübt erhalten hat.

Nachdem alle Einleitungen getroffen waren, versammelte sich am Johannistage des Jahres 1844 eine Anzahl von Freunden unseres Strebens in der Arania, dem damaligen Vereinslokale der polytechnischen Ge-

sellschaft. Bei dem herrlichen Wetter begaben wir uns in den Garten und ließen uns im Schatten alter laubdichter Linden nieder. Jubelnd erklärten wir den stenographischen Verein zu Berlin, den ersten und zur Zeit einzigen in der ganzen Welt, für gegründet. Der Geheimrath Mätzke wurde zum Vorsitzenden gewählt und Stolze zum Ehrenmitgliede ernannt. Die Statuten kamen mit leichter Mühe zu Stande. Ein frisches, fröhliches Vereinsleben entwickelte sich fortan. Stolze hielt im Winter desselben Jahres, wie auch in den folgenden, auf Antrag der polytechnischen Gesellschaft zahlreich besuchte Kurse der Stenographie ab und im Jahre 1846 übertrug ihm der Magistrat von Berlin einen Kursus für Kommunalbeamte und Lehrer.

Dem System Stolzes war nun eine sichere Pflanzstätte, seinen Freunden und Förderern ein fester Vereinigungspunkt geschaffen, von welchem aus das große Publikum auf die neue Schrift aufmerksam gemacht und nach und nach für dieselbe gewonnen werden sollte. Es kam nun vor Allem darauf an zu zeigen, was mit einer Stenographie im Nachschreiben von Vorträgen, gegenüber der gewöhnlichen Schrift, geleistet werden könne. Aber hierzu fehlte es bis dahin fast an aller Gelegenheit, da es noch keine öffentlichen Verhandlungen gab. Die Kirche war fast das einzige Feld, auf welchem Jünger der Stenographie im Nachschreiben von Predigten ihre Kräfte erproben und ausbilden konnten. Gerichts-Verhandlungen und Stadtverordneten-Versammlungen fanden hinter verschlossenen Thüren statt, und der Ruf nach Oeffentlichkeit

und Mündlichkeit blieb noch längere Zeit ohne Erfüllung. Im Jahre 1845 hatte zwar Freund Jaquet mit einem Mitgliede des stenographischen Vereins beim Rheinischen Provinziallandtage und im Jahre 1846 bei der Generalsynode in Berlin die ersten Proben von der praktischen Brauchbarkeit des Stolzeschen Systems abgelegt, da aber die stenographische Aufzeichnung nur zur Unterstützung der Schriftführer dienen sollte und die Verhandlungen nicht in stenographischen Berichten veröffentlicht wurden, so wurden diese ersten praktischen Beweise nicht weit über stenographische Kreise hinaus bekannt, hatten aber doch den guten Erfolg, daß sich einige jüngere Mitglieder mit großem Erfolg auf stenographische Uebungen legten, um vorkommendenfalls in ähnlicher Weise Stenographendienste leisten zu können.

Im Jahre 1847 berief König Friedrich Wilhelm IV. den ersten vereinigten Landtag. Die 8 Provinziallandtage wurden zu einer parlamentarischen Versammlung nach Art eines Zweikammersystems vereinigt, um über verschiedene gesetzgeberische Fragen sich gutachtlich zu äußern. Die beiden Kammern oder Kurien, die Herren-Kurie und die Kurie der drei Stände, sollten theils als gesonderte Körperschaften, theils in gemeinsamer Sitzung in die Berathung der ihnen gemachten Vorlagen eintreten; die Sitzungen sollten zwar nicht öffentlich sein, die Verhandlungen aber wortgetreu veröffentlicht, mithin stenographirt werden. Allein der Preußische Staat hatte bisher nichts gethan, um sich stenographische Kräfte für den Parlamentsdienst

heranzubilden und zu seiner Verfügung zu haben. In den leitenden Kreisen herrschte die größte Begriffsverwirrung über das Wesen der Stenographie, und die Berliner Stenographen selbst, denen es zwar nicht an einer tüchtigen Gewandtheit im Schreiben, wohl aber noch an jeder praktischen Erfahrung fehlte, waren in vollständiger Unkenntniß von der Zusammensetzung, dem Mechanismus und der zweckmäßigen Arbeitstheilung eines stenographischen Bureaus. Freund Jaquet, der durch seine vorerwähnten amtlichen Leistungen den Behörden schon als Stenograph bekannt war, wurde mit der Bildung des stenographischen Bureaus beauftragt und ihm die Anstellung von 8 Stenographen — sich eingeschlossen — für die Aufnahme der Verhandlungen beider Kurien zugestanden. Ein Konkurrenzschreiben unter den Mitgliedern des Vereins, die sich mit allem Eifer auf die stenographische Ausbildung geworfen hatten, fand statt und nach Ausfall desselben wurde das Bureau constituirt. Um die beiden Kurien stenographisch bedienen zu können, wurde das Bureau in zwei Abtheilungen getheilt, deren eine die Herrenkurie, die andere die Drei-Stände-Kurie zu übernehmen hatte. Stolze, der mit der Veröffentlichung seines Systems gleichzeitig auch selbst Proben von deren Leistungsfähigkeit abgelegt und sich als tüchtiger Stenograph bewährt hatte, übernahm die Leitung der einen Abtheilung, Jaquet, als Kommandeur des Ganzen, die der andern Abtheilung. Bei gemeinschaftlichen Sitzungen der beiden Kurien sollten die beiden Abtheilungen abwechselnd arbeiten, so daß

4 Stenographen die ganze Sitzung hindurch schrieben und die vier anderen spazieren gingen.

Daß diese Einrichtung im höchsten Grade unzweckmäßig war, leuchtet ein, aber die Schuld trifft nicht die Stenographen, sondern die oberen Behörden, die auf den Vorschlag Jaquels, nach welchem sich die Stenographen während der Sitzung ablösen sollten, nicht eingingen: ein solches Gelaufe an den hohen Fürstlichkeiten vorbei sei unpassend und unter allen Umständen zu vermeiden. Es war nicht nur Mangel an freundlichem Entgegenkommen, sondern entschiedenes Mißtrauen, mit dem man den ersten Praktikern des neuen Systems entgegentrat. Ganz besonders hatte die Gabelsbergersche Konkurrenz dafür gesorgt. Als die wichtige Nachricht durch die Zeitungen lief, in Berlin werde ein Parlament tagen und seine Verhandlungen veröffentlichen lassen, boten auch sächsische und badische Landtagsstenographen ihre Dienste an, und aus Dresden kam ein Stenograph des dortigen Landtags, Schladitz, nach Berlin, und machte, mit allen möglichen Empfehlungsschreiben versehen, bei Ministern und allen einflußreichen Persönlichkeiten Visite, empfahl die Dresdener Stenographen und ihren Vorsteher, Professor Wigard, und unterließ es namentlich nicht, die Leistungsfähigkeit des Stolzeschen Systems im Allgemeinen und die Befähigung von Dilettanten zu einer so wichtigen Arbeit ganz besonders anzuzweifeln. Er machte auch Stolze seinen Besuch und forderte ihn auf, auch seinerseits die Hülfsleistungen durch die sächsischen Stenographen zu befürworten, indem er ihm

zu bedenken gab, daß so ungeübte Stenographen unmöglich den Anforderungen genügen könnten. Sie selbst, die Mitglieder des sächsischen Instituts zu Dresden, seien von Wigard, ehe sie Dienste geleistet hätten, 9 Minuten lang mit praktischen Uebungen förmlich geschunden worden (so drückte er sich aus), als sie darauf aber wirklich in den Sitzungssaal gegangen wären, seien sie anfänglich wieder herausgekommen, ohne selbst zu wissen, ob sie nach dem Aufgezeichneten irgend etwas in seinem Zusammenhange würden wiedergeben können. Diese Mittheilung machte Herr Schladitz in einer so offenen, Zutrauen erweckenden Weise, daß Stolze keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit derselben zweifelte, aber trotzdem Herrn Schladitz erwiderte, daß er hoffe, die Kräfte der hiesigen Stenographen würden ihrer Aufgabe gewachsen sein. Jener bemerkte hierauf noch, daß er am nächsten Tage eine Audienz bei dem betreffenden Ministerialdirektor habe, woselbst er auch Stolzes Interesse vertreten werde. Auf welche Weise er Stolzes Interesse in jener Konferenz vertreten, kann man sich denken; der Vertrag mit den Berliner „Dilettanten" war aber inzwischen bereits abgeschlossen, und Herr Schladitz mußte einstweilen unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren; er nahm aber die feste Ueberzeugung mit, daß er nicht vergebens in Berlin gewesen sei und das Seinige gethan habe, um die Stolzesche Sache bei ihrem ersten Debut zum Fallen zu bringen.

Die Schwierigkeiten, die den fest auf ihre Sache rechnenden Stolzeanern bei ihrem ersten Versuche, das

Werk ihres verehrten Meisters in die parlamentarische Praxis einzuführen, waren nach dem bisher Gesagten schon groß genug, sie sollten sich aber noch bedeutend vermehren als die Arbeit selbst begann. Die Verhandlungen fanden im Weißen Saale des Königlichen Schlosses statt, der zu einem Sitzungssaale der Dreiständekurie, sowie für die gemeinschaftlichen Sitzungen beider Kurien in geschmackvollster Weise hergerichtet war. Auch für die Stenographen hatte man gesorgt, aber wie? in einer Fensternische, von der aus man den ganzen Schloßhof prächtig übersehen konnte, war ein Tischchen aufgestellt, dort konnten sich die 4 Stenographen einrichten so gut sie konnten. Vor ihnen saßen in langer Reihe die Herren Staatsminister und benahmen ihnen die Aussicht auf die Versammlung, höchstens einem der Stenographen war es bei dieser Anordnung möglich, ab und zu zwischen den Ministerhäuptern hindurch etwas von dem wahrzunehmen, was im Saale vorging. Jaquet mit seinen drei Stenographen (Heidenreich, Cuno und Lohse) hatte die erste Sitzung übernommen. Da diese rein formeller Natur war und es sich in derselben nur um Mittheilung der gemachten Vorlagen und Anträge und deren Ueberweisung an die Kommission handelte, so hatte es nicht viel auf sich, daß die Stenographen nicht viel hören und nichts sehen konnten. Nach Schluß der kurzen Sitzung wurde indessen dem Landtags-Marschall Fürsten Solms-Lych die Bitte um bessere Placirung des Stenographen-Tisches vorgetragen, und von demselben diesem Uebelstand sofort in völlig befriedigender Weise abgeholfen. Die

Stenographen bekamen ihren Platz dicht vor der Redner-Tribüne und behielten ihn dort während der ganzen Dauer des Landtages. Nun begann die eigentliche Arbeit. Am 15. April war die erste größere Sitzung, bestimmt für die Adreß-Debatten. Vater Stolze mit seiner Stenographen-Abtheilung (von Brandenstein, Strahlendorf und Stärke) hatte den Dienst. Die Sitzung dauerte 5 bis 6 Stunden, alle vier Stenographen schrieben gleichzeitig die ganze Sitzung hindurch, und ebenso machten es die vier anderen Stenographen, als am folgenden Tage die Debatte in einer gleich langen Sitzung fortgesetzt und zu Ende geführt wurde. Bei dieser Einrichtung konnte mit dem Uebertragen der Rede natürlich erst in den Abendstunden begonnen werden, und als man zu diesem Behufe im Schloß wieder zusammentraf und sich nach einem Arbeitszimmer erkundigte, erfuhr man, daß an ein eignes Bureau für die Stenographen gar nicht gedacht, ja, daß im großen, weiten Schlosse nicht ein einziges Zimmer zu diesem Zwecke disponibel wäre; es wurde aber den Stenographen freundlichst freigestellt, in dem Botenzimmer, das geräumig wäre, einige Tische für sich in Beschlag zu nehmen. Man verlangte nun die nöthigen Schreiber, die verabredetermaßen den Stenographen gestellt werden sollten. Es waren aber keine da; die Stenographen konnten ja selbst schreiben. Die vier freigebliebenen Stenographen mußten deshalb nun ihren Kollegen Schreiberdienste leisten, wenigstens so lange, als sie selbst noch unbeschäftigt waren. Am folgenden Tage meldeten sich zwei oder drei Schreiber, die gerade nicht

anderweitig gebraucht wurden und daher eine Weile helfen konnten. Man verlangte die gedruckten Vorlagen. Es waren aber alle vergriffen; doch von einzelnen fand sich noch eine Nummer vor, die konnte ja unter den Stenographen zirkuliren; unter solchen Verhältnissen mußten die ersten Sitzungen während der Nacht und zwar zumeist in den Wohnungen der Stenographen, in welche die Stenogramme mitgenommen wurden, übertragen werden. Daß es bei Mangel an praktischer Erfahrung zuweilen vorkam, daß zwei Stenographen ein und dieselbe Rede zu gleicher Zeit übertrugen und die eine mühsam hergestellte Abschrift dann kassirt werden mußte, wird niemand wundern, der je in ähnlicher Weise hat fungiren müssen. Nach Beendigung der Uebertragung wurde einem der Schriftführer das ganze Manuskript zur Revision übergeben, der aber weiter nichts damit vornahm, als daß er es sogleich in die Druckerei sandte. Da es den Rednern nicht gestattet war, ihre Reden vorher durchzusehen, und darin herumzubessern, wie das jetzt geschieht, so mag mancher Irrthum mit untergelaufen sein; namentlich fehlten alle verlesenen Citate, die nicht mit nachgeschrieben worden waren und von denen man glaubte, sie würden bei der Revision durch den Schriftführer erkannt werden. Das war nicht geschehen, und man findet daher in den Berichten dieser ersten Sitzung mehrfach die Bemerkung: „Lieset“, ohne daß gesagt ist, was gelesen worden ist. Wer aber jene Sitzungs-Berichte durchliest, wird sich überzeugen, daß die Leistungen der Stenographen, zumal wenn man die

schwierigen Umstände, unter denen gearbeitet werden mußte, mit in Betracht zieht, ganz vorzügliche waren. Die Stenographen, die dort gearbeitet, waren sich vollkommen bewußt, daß von dem Ausfall ihrer Leistungen das Wohl und Wehe der Stolzeschen Stenographie abhing; sie haben, wenn auch noch etwas schwerfällig wie alle Anfänger, doch mit peinlichster Gewissenhaftigkeit ihre Pflicht erfüllt, und einer den andern auf das Treuste unterstützt, wenn eine solche Unterstützung nöthig wurde. Uebrigens war die damalige Arbeit noch nicht so schwierig wie jetzt: die Verhandlungen waren ruhig und ernst und im Vergleich zu den jetzigen Landtags-Verhandlungen fast feierlich zu nennen; auch die Reden selbst waren noch nicht so schnell wie die meisten unserer heutigen, der gemessene Ton herrschte vor, und nur zwei Abgeordnete machten den jungen Stenographen und selbst lange nachher noch altbewährten Praktikern das Leben schwer, nämlich die Herren: Freiherr Georg von Vincke und Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen.

Stolze, der durch fortgesetzte Mißerfolge schwer gebeugte Mann, schien sich wieder aufzurichten als er sich jetzt am Ziele seiner Wünsche und seines Strebens meinte. Während kleinere deutsche Staaten, die schon früher als Preußen eine Volksvertretung hatten, ansehnliche Geldmittel zur Ausbildung ihrer Stenographen hatten aufwenden müssen, hatte der preußische Staat für diesen Zweck nichts gethan, und als nun das Bedürfniß nach einem stenographischen Bureau plötzlich an ihn herantrat, stand ihm ein solches sofort

zur Disposition, lediglich hervorgegangen aus der Initiative von Schülern eines Mannes, der in uneigennütziger Weise die besten Kräfte seines Lebens an seine Erfindung gesetzt hatte, und der nun die Aufgabe, die er sich gestellt, in einer so glücklichen Weise gelöst sah. Er durfte nun hoffen, durch eigne Thätigkeit auf dem von ihm selbst geschaffenen Felde als gesuchter Lehrer und Praktiker wirken zu können und der leidigen Nahrungssorgen überhoben zu sein. Daß ihm seitens des Staates die gebührende Anerkennung werden müsse, daran hatte der bescheidene Mann nie gedacht, seine Schüler aber und die Freunde seiner Sache waren fest davon überzeugt, daß der Dank des Vaterlandes nicht werde auf sich warten lassen.

Die stenographischen Berichte der ersten Sitzungen erschienen einige Tage später, schnell genug unter den obwaltenden Verhältnissen, doch viel zu spät für das mit Ungeduld darauf wartende Publikum und die Redner selbst, die nun zum ersten Male ihre oratorischen Leistungen in den stenographischen Berichten abgespiegelt sehen konnten. Verschiedene Redner sprachen ihre volle Anerkennung über die wortgetreue Wiedergabe ihrer Reden den Stenographen gegenüber aus. Daß aber auch manchem Redner seine gedruckte Rede nicht gefiel — vielleicht gerade weil sie zu wortgetreu war — wird Jeder begreifen, der in einem stenographischen Bureau Gelegenheit hatte zu sehen, wie einzelne Abgeordnete ihre vollständig korrekt nachgeschriebenen Reden zwei bis dreimal durchkorrigiren und an dem Styl herumfeilen und dann, wenn der gedruckte Be-

richt erscheint, noch eine Reihe sogenannter „Druckfehler-Berichtigungen“ bringen. Das ist heutigen Tages noch so, wie kann es anders gewesen sein, als den Rednern der Einblick in die Berichte vor beendetem Druck nicht gestattet war! Es mag wohl sein, daß sich einige Redner ungünstig über die stenographischen Berichte geäußert haben, direkte Beschwerden sind indessen von keiner Seite erhoben worden, wenigstens nicht bei dem Vorsteher des stenographischen Bureaus, der allein im Stande gewesen wäre zu beurtheilen, ob dieselben begründet seien und ihnen nicht dadurch abgeholfen werden konnte, daß man den Stenographen die gewünschten unentbehrlichen Hülfsmittel: Ueberweisung eines Bureau-Zimmers, Gewährung der nöthigen Schreiber, Einhändigung der gedruckten Vorlagen und Gestattung einer regelmäßigen Ablösung, nicht länger vorenthielte.

Noch einige Sitzungen hindurch wurde in gleicher Weise fortgearbeitet, da tauchte das Gerücht auf, es wäre nach Dresden geschickt worden, um von dort Stenographen kommen zu lassen. Man hielt dies anfangs nicht für recht glaublich, tröstete sich jedoch mit dem Gedanken, daß eine Vermehrung der stenographischen Kräfte wirklich nothwendig sei, aber zur Zeit, außer den bereits beschäftigten acht Stenographen, kein Stolzeaner weiter aufzutreiben war. Die Stenographen sollten aber nicht lange in Zweifel bleiben. Jaquet bekam ein Schreiben aus dem Ministerium des Innern, in welchem ihm kurz angezeigt wurde, daß dem Professor Wigard aus Dresden die Leitung des

stenographischen Bureaus übertragen sei und derselbe mit noch drei Dresdener Stenographen von nächster Sitzung ab in Thätigkeit treten würde, es müßten mithin vier der bisherigen Stenographen entlassen werden, Jaquet möge bezeichnen welche.

Jaquet berief das Bureau zu einer Besprechung nach seiner Wohnung und theilte seinen sieben Kollegen die Antwort mit, die er auf das Schreiben hatte abgehen lassen. Er hatte für Beibehaltung aller Stenographen plädirt und sich entschieden geweigert, vier Stenographen als solche zu bezeichnen, die wegen ungenügender Leistung entlassen werden müßten, da alle ihre Schuldigkeit gethan und alles geleistet hätten, was unter den obwaltenden schwierigen Umständen billiger Weise verlangt werden konnte. Wolle das Ministerium durchaus vier entlassen, so möge es dieselben selbst bestimmen. Ein weiterer Bescheid war ihm auf dies Antwortschreiben nicht zugegangen.

Jaquet schlug nun vor, eine Collectivvorstellung an das Ministerium zu richten und um Beibehaltung aller Stenographen zu bitten und das namentlich damit zu motiviren, daß es für die Zukunft nur dann möglich sei Stenographen im eigenen Lande zu haben, wenn denselben nicht die Gelegenheit entzogen würde, sich im parlamentarischen Dienst praktisch auszubilden. Der Entwurf zu einer solchen Petition lag bereits vor und man wollte eben an die Vorlesung desselben gehen, als ein Diener des Landtags eintrat und Jaquet vier Briefe mit der Bitte übergab, dieselben den Adressaten, deren Wohnung dem Bureau nicht bekannt sei, sofort

zugehen zu lassen. Die Briefe trugen die Adressen der Stenographen: Stärke, Strahlendorf, von Brandenstein und — Stolze, also derjenigen Herren, die den ersten schweren Sitzungstag übernommen hatten.

Ein dumpfes Schweigen herrschte, man ahnte Schlimmes und zögerte die unheimlichen Briefe zu öffnen. Stolze, an Enttäuschungen aller Art gewöhnt, war der Erste, der mit den Worten: „Ich kann mir denken, was darin steht!“ das Siegel erbrach, den Briefbogen entfaltete und mit lauter Stimme den Inhalt vorzulesen begann. Derselbe war im trockenen Amtsstil der damaligen Zeit gehalten und lautete ungefähr: „Da Ihre stenographischen Leistungen nicht genügen, so sind Sie hiermit entlassen. Die Kasse ist angewiesen, Ihnen die Diäten bis heute einschließlich auszuzahlen.“

Das hatte sich Stolze doch nicht gedacht. Daß er entlassen werden würde, darauf war er vorbereitet, er glaubte aber, es würde dies wenigstens mit höflichen Entschuldigungen und in der anständigen Form geschehen, die man seinem Streben, dem Vaterlande zu dienen, schuldig war. Nach demselben Formular, wie ein Bogenschreiber wegen schlechter Handschrift entlassen wird, wurde Stolze fortgeschickt, in dem Moment, wo seine Erfindung sich auf's glänzendste bewährt hatte! Das war auch einem so starken Geiste wie dem Stolzes zu viel. Stolze entfärbte sich, sank in einen Stuhl und starrte stumm vor sich hin. Er war wie vernichtet. Nach langem Schweigen brachen zunächst einige bittere Bemerkungen durch und nach und nach tauchten Vor-

schläge aller Art auf. Der erste war der, daß die vier zum Bleiben begnadigten Stenographen erklärten, unter diesen Verhältnissen nicht weiter arbeiten zu wollen: wenn man ohne allen Grund, ohne auch nur gehört zu werden, entlassen werden könne, so habe man keine Garantie, nach einigen Tagen, wenn Professor Wigard erst mehr Stenographen Gabelsbergerscher Schule herangezogen hätte, gleichfalls „wegen ungenügender Leistung“ fortgejagt zu werden; dadurch, daß man aber jetzt beibehalten sei, sei die Leistungsfähigkeit dieser vier zugestanden und damit die Brauchbarkeit des Stolzeschen Systems anerkannt; das Uebrige müsse man dann der Zukunft überlassen. Dieser Vorschlag, der zuerst allgemeinen Beifall fand, machte aber bald einer anderen Erwägung Platz. „Gehen wir jetzt freiwillig fort“, so sagte man sich, „dann wird es heißen, man hätte nicht den Muth gehabt, sich mit einem älteren System zu messen und das Stolzesche System ist dann für immer verloren. Professor Wigard wird uns zwar scharf controliren und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, wenn er einen von uns fortschicken kann, aber wir können ja auch einmal die Gabelsbergerschen Kollegen controliren und uns ansehen, was sie leisten können. Werfen wir also nicht die Flinte in's Korn und vertheidigen wir uns bis auf den letzten Mann!“ Bei diesem Beschluß blieb es.

Stolze hatte während dieser Unterredung kein Wort gesprochen. Den Kopf auf die Hand gestützt, blickte er unverwandt auf den vor ihm liegenden Brief, auf

das Todesurtheil, das seinem Werke gesprochen war. Die schmalen Lippen fest geschlossen, schien er nach einem Entschluß zu ringen. Mit diesem Schreiben konnte er seinen Freunden, seiner Familie nicht unter die Augen treten, ohne gleichzeitig zu sagen, was er gegen den ihm angethanen Schimpf thun werde, er mußte dem Hohn seiner Feinde, der ja nicht ausbleiben würde, die Spitze abzubrechen suchen. Nach und nach fand er seine volle Fassung und Ruhe wieder, und als die Stenographen ihre Besprechung beendet und sich zum Fortgehen erhoben hatten, stand auch Stolze auf, nahm den Brief, las ihn noch einmal laut vor und sagte dann in völlig ruhigem Tone: „Die Diäten, welche ich bis heute zu fordern habe, werde ich nicht erheben. Ich nehme die Entlassung nicht an und werde eine Klage gegen den Fiscus einreichen auf Zahlung der Diäten auf die ganze Dauer des Landtages, eventuell auf Nachweis, in welchem Punkte meine Leistungen nicht genügt haben. Ich werde diejenigen Theile des stenographischen Berichtes bezeichnen, die ich stenographirt habe und dann ruhig das Urtheil des Gerichts abwarten. Dem Urtheil von Kanzleibeamten unterwerfe ich mich nicht, und wenn es auch selbst der Minister unterschrieben hat.“ Es lag bei diesen Worten eine Energie in dem Wesen Stolzes, die es nicht zweifelhaft erscheinen ließ, daß er seinen Entschluß auch ausführen würde. Man trennte sich. Stolze ging nach Hause, um sofort mit den Vorarbeiten zu dem Prozeß zu beginnen, Jaquet mit seinen drei Freunden stellte sich dem neuen Vorsteher, dem Professor Wigard, zur

Verfügung. Der eine der Stenographen, Lohse, war aber in Folge der bisherigen übermäßigen Anstrengungen erkrankt und mußte die nächste Sitzung versäumen. Als er sich darauf wieder meldete, hatte Wigard inzwischen einen andern Stenographen, Dr. Anders, aus Leipzig kommen lassen, und so blieb es dem Jaquet, Heidenreich und Cuno überlassen, für Stolzes Werk in die Bresche zu treten.

Professor Wigard setzte in Bezug auf eine vernünftige Bureau-Einrichtung sofort alles das durch, was bisher vergeblich erstrebt war. Zunächst wurden den Stenographen zwei geräumige Zimmer zur Verfügung gestellt; zu den 8 Stenographen (3 Berliner Stolzeaner, 5 sächsische Gabelsbergerianer) wurden noch 2 Winterianer aus Baden angestellt, so daß sich die Arbeitslast auf 10 Mann vertheilte. Jeder Stenograph bekam 2 Schreiber; alle Vorlagen zu Drucksachen, die den Stenographen zur Information unentbehrlich oder auch nur erwünscht waren, wurden ohne weiteres geliefert. Das Ablösen während der Sitzung fand kein Bedenken mehr, und so wurde ein regelmäßiger Turnusdienst eingerichtet, in dem anfangs je zwei Stenographen gleichzeitig schrieben, was später dahin abgeändert wurde, daß jeder einzelne mit viertelstündiger Ablösung arbeitete. Die zwischen dem Rittersaal, in welchem die Herrenkurie tagte, und Weißen Saale gelegene prachtvolle Bildergalerie wurde als stenographisches Bureau eingerichtet; jeder Stenograph saß mit seinen beiden Schreibern in einer tiefen Fensternische, ungestört von seinen rechts und links neben

ihm dictirenden Kollegen, — kurz, es war plötzlich für alles auf's beste gesorgt und die Arbeit ging flink und munter von statten.

Das allein genügte aber Herrn Professor Wigard noch nicht. Von Dresden her mochte er wohl auch schon die Erfahrung gemacht haben, daß wenigen Rednern die Reden so gefallen, wie sie sie gesprochen haben, und daß die meisten gern daran herumbessern; daher wurde den Rednern die abdictirte Rede zur beliebigen Verschönerung in's Haus geschickt und erst dann zum Druck gegeben. Jetzt waren die Leistungen der Stenographen ausgezeichnet! Hätte man den Stolzeanern von Anfang an alles das zugestanden, was man nachher dem Professor Wigard gewährte, es wäre Tüchtigeres geleistet worden, als von dem nach drei Systemen arbeitenden Bureau. Wigard hatte aber, weil es ja unbestritten besser ging als zuerst, die Meinung für sich gewonnen, daß er und sein System es gewesen, denen die bessere Leistung zu danken sei, und wer kann es Wigard verdenken, wenn er diese günstige Meinung zu benutzen und das Eisen zu schmieden suchte so lange es warm war. Zur Mitwirkung bei der Gesetzgebung waren neben dem Vereinigten Landtag auch dessen ständische Ausschüsse berufen. Diese sollten Januar 1848 zur Berathung eines neuen Strafgesetzbuches zusammentreten. Jaquet bewarb sich, mit Berufung auf seine und seiner Stenographen Leistungen, um die Leitung des für diese Versammlung in Aussicht genommenen Bureaus; Professor Wigard natürlich auch. Stolze hatte inzwischen

seine Klage gegen den Fiskus eingeleitet und hatte alle Aussicht mit derselben durchzudringen. Daß Stolze durch diesen Prozeß sich unter den gerade in stenographischen Dingen maßgebenden Personen im Ministerium keine Freunde erwarb, sondern noch neue Feinde schuf, bedarf keiner weiteren Ausführung. Der damalige Vorsitzende des stenographischen Vereins, Major von Oelrichs, sah das ein und übernahm, gestützt auf seine einflußreiche Bekanntschaft, die Vermittelung, damit bei den vereinigten Ausschüssen wiederum den Stolzeschen Stenographen die Aufnahme der Verhandlungen übertragen würde. Stolze gab auf vieles Zureden nach, zog seinen Klageantrag zurück und erhielt vom Minister des Innern bald darauf folgendes Schreiben:

„Ich habe Ihnen in Anerkennung der Verdienste, welche Sie sich um die Vervollkommnung der Stenographie erworben haben, und weil durch Sie drei Stenographen ausgebildet worden sind, welche während der ganzen Dauer des Vereinigten Landtages zur Zufriedenheit der Stände fungirt haben, eine Remuneration von 100 Thalern bewilligt."

Man sollte nun meinen, mit dieser Anerkennung der Leistungen der Berliner Stenographen wäre jeder Grund fortgefallen, sich wegen stenographischer Dienste wieder nach Dresden zu wenden; aber als die ständischen Ausschüsse zusammentraten, wurde Wigard wieder mit seinen sächsischen Kunstgenossen nach Berlin berufen, und dieser besorgte nun, ohne Zuziehung von Stolzeschen

Stenographen, die Aufnahme der Verhandlungen jener Körperschaft! Die Stolzesche Stenographie war für den Augenblick beseitigt, daß sie es für immer werde, war nun Wigards ganzes Streben. Er suchte sich in Berlin eine feste Anstellung zu verschaffen, und nur dem Umstande, daß er sich schon für unentbehrlich hielt und übertrieben hohe Forderungen stellte, ist es zu danken, daß die dem Abschlusse schon nahen Verhandlungen über „seine Gewinnung für Berlin" abgebrochen wurden.

Stolze, an das Fehlschlagen seiner Hoffnungen fast schon gewöhnt, war durch diese offenbare Zurücksetzung der Verzweiflung nahe gebracht. Mit dem Anerkennungsschreiben des Ministers versehen, mußte er noch den Hohn seiner Gegner ertragen, die nicht müde wurden, die „schmähliche Niederlage des Stolzeschen Systems" in den Zeitungen und durch Karrikaturen dem Publikum aufzutischen. Der Berliner stenographische Verein trat zwar mit aller Entschiedenheit gegen diese tendenziöse Verdrehung auf und widerlegte in einfacher klarer Darstellung, unter Veröffentlichung der amtlichen Schriftstücke, die gegnerischen Behauptungen; aber was half das Stolze? In bitterster Stimmung zog er sich von seinen stenographischen Freunden zurück; kein Zureden wollte mehr verfangen, keinen Finger wollte er ferner für sein Werk rühren. Und seine Freunde, „die Liebhaber-Stenographen", wie sie in einem der erwähnten Schmäh-Artikel genannt waren, ließen diese auch den Muth sinken und warfen sie den Griffel von sich? Im Gegentheil! Sie

hatten Alle Gelegenheit gehabt, die eigene Kraft an der fremden zu messen, sie hatten die theoretische Beweisführung von dem Uebergewicht der Stolzeschen Schrift, sie hatten die praktische Gegenprobe gemacht und waren entschlossen, den Kampf mit dem älteren System aufzunehmen und herbeizuführen, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bieten würde. Der Vereinigte Landtag sollte alle vier Jahre zusammenkommen, und in vier Jahren, sagte man sich, konnte sich ja noch viel ändern.

Schon in wenigen Wochen hatte sich viel, sehr viel geändert. Die Dresdener waren kaum wieder zu Hause, als in Paris die Revolution ausbrach, Ludwig Philipp das Land verlassen mußte und die französische Republik erklärt wurde. Die Vorgänge in Frankreich waren das Signal zu einer Schilderhebung fast in allen europäischen Staaten. Wien hatte seine Revolution, Berlin seinen 18. März, und jede kleine deutsche Residenz ihr Revolutiönchen. An allen Orten schrie man nach Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, überhaupt nach einer verfassungsmäßigen Ordnung. König Friedrich Wilhelm IV. berief noch einmal den Vereinigten Landtag auf den 2. April nach Berlin, damit derselbe ein Wahlgesetz für eine zu berufende Nationalversammlung feststelle. Nun wurden wieder Stenographen gebraucht und diese hatten es nicht mehr mit dem alten Ministerium zu thun. Mit Männern wie Camphausen, Hansemann, Auerswald und Anderen, die als Abgeordnete des Vereinigten Landtages schon die Leistungen der Berliner

Stenographen kennen gelernt hatten, war leicht zu verkehren. In einer Audienz wurde dem Ministerpräsidenten Camphausen das Verfahren gegen Stolze und seine Stenographen vorgetragen, um Remedur gebeten und die ausschließliche Beschäftigung Berliner Stenographen nachgesucht. Alles wurde sofort bewilligt und noch an demselben Tage wurde Jaquet schriftlich mit der Zusammensetzung des stenographischen Bureaus beauftragt. Auch Wigard bekam einen Brief, diesmal aber einen Absagebrief.

Der gewaltige Umschwung in allen politischen Verhältnissen, der voraussichtlich große Bedarf an Stenographen, gab Stolze wieder frischen Muth. Er suchte das stenographische Handwerkszeug wieder hervor und zog am 2. April an der Spitze seiner Getreuen in den Weißen Saal ein. Auch die angeblich wegen ungenügender Leistung im vorigen Jahre verabschiedeten Kollegen traten wieder ins Treffen und zu ihnen hatten sich noch einige Freiwillige, Mitglieder des stenographischen Vereins, gesellt, um an der Lösung der ehrenvollen Aufgabe mitzuhelfen; unter diesen war auch Herr Karl Jacoby, der später durch seine stenographischen Unterrichtsbriefe und durch seinen jede Krankheit kurirenden Königstrank bekannt geworden ist. Der zweite und letzte vereinigte Landtag währte nur wenige Tage, hatte aber genügt, der Stolzeschen Stenographie einen festen Boden in Berlin zu schaffen, denn als einige Wochen später die preußische Nationalversammlung in Berlin zusammentrat, wurde Jaquet ohne Weiteres mit der Bildung und

Leitung des Stenographischen Bureaus beauftragt, und dieses selbstredend nur aus Stolzeanern zusammengesetzt, nur mußte er sich gefallen lassen, daß dem Bureau ein überzähliger elfter Stenograph, der Gabelsbergerianer Anders, der schon beim ersten Vereinigten Landtag mitgearbeitet und bei dem inzwischen Minister gewordenen Abgeordneten Hansemann eine Stelle als Privatsekretär erlangt hatte, beigegeben wurde.

Jedes kleine deutsche Ländchen hatte nun sein Parlamentchen und brauchte Stenographen. Die Nachfrage nach diesen modernen Schwarzkünstlern war eine bedeutende, das Angebot nur gering; es fand daher Jeder, der nur einigermaßen den Griffel zu führen wußte, lohnenden Erwerb. Vor Allem aber suchte sich das in Frankfurt am Main tagende deutsche Parlament mit ausreichenden stenographischen Kräften zu versehen und beauftragte den Prof. Wigard, der außerdem noch zum Abgeordneten dieser Körperschaft gewählt worden war, mit der Leitung dieses Bureaus, das aus Gabelsbergerianern und einigen Badenser Stenographen zusammengesetzt wurde. Wigard war also für seinen Mißerfolg in Berlin entschädigt, aber seine stenographische Laufbahn fand in Frankfurt ihr Ende. Als Abgeordneter saß er auf der äußersten Linken, betheiligte sich an regierungsfeindlichen Beschlüssen und wurde von der Sächsischen Regierung seines Amtes als Direktor des Stenographischen Instituts enthoben. So seiner Existenzmittel beraubt, warf sich der schon bejahrte Mann mit größter Energie auf das Studium der Medizin, machte die erforderlichen

Examina und wurde in Dresden ein sehr beliebter und tüchtiger Arzt.

Da ich mir während meiner Thätigkeit als Schriftführer der Polytechnischen Gesellschaft eine ziemliche Fertigkeit im Stenographiren angeeignet hatte, so hielt ich es für meine Pflicht, meinem verehrten Lehrer Stolze auch meine Kräfte zur Verfügung zu stellen. Da die andern Stenographen noch in Berlin zu thun hatten, ging ich mit einigen Anfängern in unserer Kunst zunächst nach Braunschweig und stenographirte dort die Verhandlungen der Stände-Versammlung. Auf Wunsch Stolzes und meiner Freunde übernahm ich dann auch eine Stenographenstelle im Bureau der Nationalversammlung, und mit mir zugleich Dr. Michaelis, mein Nachfolger in dem mehrerwähnten Schriftführeramt, der erst lange schwankte, ehe er sich zu diesem Amte entschloß, der aber dann, als er dasselbe einmal gewählt hatte, mit größter Liebe und nie erkaltendem Eifer in ihm thätig war und bis zu dieser Stunde der wärmste Verfechter der Stolzeschen Kurzschrift geblieben ist.

Während der $6^1/_2$ Monate langen Dauer der Nationalversammlung arbeitete Stolze in Reihe und Glied mit den andern Stenographen. Die Sitzungen waren meist sehr stürmisch und der Aufenthalt in dem Sitzungssaale oft sehr ungemüthlich. Die große Hitze in dem Saale der Singakademie, in welchem die Versammlung zuerst tagte, war bei jeglichem Mangel an Ventilation oft unerträglich, noch unangenehmer aber war das Verlassen des Saales, wenn die erhitzte

Menge, die das Gebäude umgab, sich anschickte, an denjenigen Abgeordneten Lynchjustiz zu üben, die anders gestimmt halten, als es dem großen Haufen gefiel. Noch schlimmer wurde es, als das Sitzungslokal in den Konzertsaal des Schauspielhauses verlegt wurde, und es wiederholt vorkam, daß der Pöbel die Thüren verrammelte und allen Ernstes daran ging, das Gebäude in Brand zu stecken mit Allem, was darin war, Abgeordnete und Stenographen. Da mußten wir oft bis spät in die Nacht im Bureau sitzen und abwarten, bis es endlich der Bürgerwehr gelungen war, den Platz frei zu machen und den Eingesperrten den Nachhauseweg zu öffnen. Dies alles ertrug Stolze mit bestem Humor. Die anstrengende Thätigkeit im Kreise seiner Freunde, die Anerkennung, welche die Leistungen seiner Stenographen von Tag zu Tag mehr gewannen, wirkte sehr günstig auf seine Gemüthsstimmung. Der sonst immer verschlossene und nachdenkliche Mann konnte seine ernste Miene nicht lange bewahren, wenn seine Jünger im frischen Lebensmuth mit Lust und Scherz nach gethaner Arbeit ihn umgaben, er ließ dann oft eine früher nicht an ihm wahrgenommene humoristische Saite anklingen, wurde mittheilend und äußerte sich öfter zu mir, daß er glücklichere Tage noch nicht erlebt hatte.

Die Nationalversammlung wurde vertagt und nach Brandenburg verlegt. Die Linke setzte ihre Sitzungen noch in verschiedenen Lokalen fort und wurde jedesmal vom Militär aufgelöst. Das Stenographische Bureau machte diese sämmtlichen Sitzungen

mit und stellte sich dann zur Wiedereröffnung der Sitzungen in Brandenburg pünktlich ein. Die Tage der Versammlung aber waren gezählt, sie wurde aufgelöst und eine Verfassung mit dem Zweikammersystem octroirt. Jede Kammer erhielt ein stenographisches Bureau; das der zweiten Kammer (jetzt Abgeordnetenhaus) wurde Jaquet, das der ersten (jetzt Herrenhaus) dem schon mehrerwähnten Gabelsbergerianer Anders übertragen, der indessen nach etwa 2 Jahren plötzlich entlassen und an seine Stelle Dr. Michaelis berufen wurde, der dies Vorsteheramt bis Mitte 1889 verwaltet hat. In der zweiten Kammer arbeiteten nur Stolzeaner, mit ihnen gemeinschaftlich auch Stolze.

Das Jahr 1850 wurde für Stolze von besonderer Bedeutung. Als im Frühjahr das deutsche Unionsparlament in Erfurt zusammentrat, folgte auch Stolze mit mehreren Kollegen aus Berlin dem Rufe dahin. Der nähere Verkehr, in welchen wir dort mit einflußreichen Persönlichkeiten viel leichter treten konnten als in dem weiten Berlin, machte auch Stolze mit Männern bekannt, die bald ein lebhaftes Interesse für ihn gewannen und dasselbe auch später bethätigten. Als im folgenden Jahre Jaquet eine höhere Stellung im Staatsdienst erhielt und ihm die stenographische Nebenbeschäftigung nicht mehr möglich war, wurde Stolze die Vorsteherstelle des stenographischen Bureaus übertragen, zunächst freilich nur gegen Diäten, wie sie jeder Stenograph erhielt, und sein Vorgänger auch nur erhalten hatte. Vom Jahre 1852 ab wurde für diese Stelle ein festes Gehalt von 1000 Thalern aus-

gesetzt und Stolze die Verpflichtung auferlegt, durch Unterricht dafür Sorge zu tragen, daß es dem Landtage in Zukunft nicht an brauchbaren Stenographen fehle. Die Anstellung lautete auf dreimonatliche Kündigung ohne Pensionsberechtigung, war also kläglich genug; immerhin gewährte sie Stolze einen leidlich sicheren Stützpunkt und die Aussicht auf Verbesserung; eine Hoffnung, die aber nicht in Erfüllung gegangen ist. Stolze ist in dieser prekären Stellung bis zu seinem Tode geblieben und seine im letzten Lebensjahre beim Präsidium eingereichten Wünsche fanden fast erst gleichzeitig mit seinem Tode ihre Erfüllung. Sein Nachfolger wurde als pensionsberechtigter unmittelbarer Staatsbeamter angestellt.

Stolze hielt von nun an in der sitzungsfreien Zeit amtliche unentgeltliche Kurse im stenographischen Bureau des Abgeordnetenhauses ab, bearbeitete die neue Auflage der Anleitung, gab den großen Lehrgang und verschiedene Lesestücke heraus und unterhielt eine lebhafte Correspondenz mit seinen auswärtigen Freunden. Für die im Jahre 1849 gegründete erste stenographische Zeitschrift „Archiv für Stenographie“ lieferte er werthvolle Beiträge und setzte diese Thätigkeit so lange fort, als es seine Gesundheit und seine Kräfte erlaubten, die leider durch gesteigerte Kränklichkeit sehr geschwächt wurden. Besonders litt er neben seinem alten Uebel an asthmatischen Anfällen, die ihn allnächtlich quälten und schnelle Hülfe nöthig machten, welche ihm sein Sohn unermüdlich leistete, der keine Nacht von dem Lager seines Vaters wich. Ueberhaupt waren die

letzten 12 Jahre seines häuslichen und Familienlebens eine Kette ununterbrochener, unerhörter Leiden, die nur ein sich selbst verleugnender, in der That so starker Geist wie der Stolzes zu tragen vermochte, der dessen ungeachtet seiner amtlichen Thätigkeit nie eine Stunde kürzte, noch äußerlich wahrnehmen lassen wollte, welche Schläge das Geschick auf sein Familienglück richtete. Das erste Uebel, welches sich zeigte, war die Schwerhörigkeit seiner Frau, die bald in völlige Taubheit überging. Hierzu sollte sich bei ihr noch ein zweites, schrecklicheres Uebel gesellen, das wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Aermste überfiel, und Alles in Trauer und Bestürzung versetzte. Stolze war mit seiner Frau und beiden Kindern zum Weihnachtsfeste bei seinem Schwager, der im Thiergarten bei Berlin mit seiner zahlreichen Familie wohnte, geladen. Ein großer Weihnachtsbaum prangte in hellem Lichterglanz und Alles jubelte umher in reinster Freude des Gaben spendenden Abends. Die älteren Familienmitglieder hatten sich bei der Jugend niedergelassen. Vater Stolze saß neben seiner Gattin, heiter und nichts Schlimmes ahnend, als diese mit einem Male ausrief: „Aber Kinder, weshalb löscht Ihr denn alle Lichter aus?!" und den Arm auf die Schulter ihres Mannes legte. Es hatte sich das Schrecklichste ereignet; denn was hätte in einem Augenblick, wo Alles umher sich der ungetrübtesten Freude hingab, Grauenvolleres über eine schon so schwer geprüfte Familie verhängt werden können, als das plötzliche vollständige Erlöschen des Augenlichts der liebevollen

Gattin und Mutter. Man kann sich die Bestürzung aller Anwesenden denken, deren Weihnachtsfreude durch ein so unheilvolles Ereigniß gestört wurde. Die größte Theilnahme wurde der armen Unglücklichen bezeigt, Jeder bemühte sich um sie und suchte mit hoffnungsreichem Zuspruch zu trösten. Vor Allem war es die Tochter, die in zärtlichster Liebe an ihrer Mutter hing und dabei den eignen Schmerz nicht laut werden lassen wollte. Dieser unglückselige Abend legte aber den Keim zu noch unsäglicheren Leiden in der Stolzeschen Familie. Die Tochter, ein liebes, sanftes Wesen, schön, gemüthvoll und geistig begabt, hatte der Schreck über den Anfall ihrer Mutter aufs Tiefste erschüttert. Nicht in überlauten und thränenreichen Klagen tobte lindernd sich der Schmerz aus; es war für die Arme ein gewaltig betäubender Schlag, der eine unheilbare Wunde zurückließ und wie ein schleichendes Gift wirkte. Jahrelang vermochte sie zwar der Mutter noch beizustehen, aber immer mehr schwanden ihre geistigen und körperlichen Kräfte. Der Zustand der Mutter sollte sich aber noch unglücklicher gestalten. Nach und nach verlor ihre Sprache jede Artikulation und ging in ein so undeutliches Lispeln über, daß sie sich damit Niemandem verständlich machen konnte. Die Krankheit der Tochter, die sich fortwährend verschlimmerte, trat in ein Stadium, dessen Anblick für Jedermann herzzerreißend sein mußte. Anfangs die sorgsamste Pflegerin, war sie jetzt noch hülfsbedürftiger als die Mutter. Anzurechnungsfähig, in elendestem Blödsinn, lag die

Aermſte auf ihrem Lager, nicht einmal ſelbſt im Stande, den Himmel um ihre Erlöſung anzuflehen, der lange genug zögerte, ehe er den Todesengel ſandte. Ein großer Segen konnte es unter dieſen Umſtänden noch genannt werden, daß Stolzes Sohn, an Leib und Seele kräftig und geſund, ſich ganz der Pflege der Seinigen hingab. Er übte mit Liebe, Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht lange Jahre hindurch dieſes Pflegeramt mit großer Geduld und Aufopferung, da er auch zugleich für ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung und die ſeines Berufes Sorge tragen mußte. Vater Stolzes Kräfte nahmen in den letzten Jahren ſehr ab. Sein Sohn wich faſt nie von ſeiner Seite, führte den Vater zum Amte und begleitete ihn auch wieder nach Hauſe, bis endlich die zunehmende Schwäche ihn doch nöthigte, ſich im Dienſte von ſeinem Freunde und Nachfolger Heidenreich vertreten zu laſſen.

Am 20. Mai 1866, an Stolzes Geburtstag, ſollte ihm, nachdem er ſchon lange Zeit das Krankenlager nicht verlaſſen hatte, zum letzten Male im Leben der vollſte Ausdruck der Verehrung und Achtung ſeiner Freunde und Anhänger zu Theil werden. Es fand zugleich die Feier des 25jährigen Beſtehens ſeiner Schöpfung ſtatt. Eine kunſtvoll ausgeſtattete Adreſſe, ein großer ſilberner Pokal und ein prachtvoller ſilberner Lorbeerkranz, auf deſſen 84 Blättern ſich die Namen der an dieſer Feſtgabe betheiligten Vereine in emaillirter Schrift befanden, wurde ihm durch eine Deputation überreicht. Stolze, in deſſen Zuſtand kurz vorher einige Erleichterung eingetreten war, empfing,

im Bett aufgerichtet, seine Freunde und beantwortete ihre Ansprache mit geistig kräftigen Worten. Wir fanden sein Aussehen sehr verändert; das Haar war gebleicht, und das Gesicht bedeckte ein langer, dichter, weißer Bart. Von der Festesfeier und der Freude dieser Tage, an der sich Freunde aus den fernsten Gegenden betheiligten, konnte Stolze nur durch den Mund seiner Freunde erfahren.

Der Sommer brachte keine Erleichterung, da der Kranke immer das Zimmer hüten mußte; die Hoffnung, den Meister in der Mitte seiner Jünger in altgewohnter Weise einmal wieder thätig zu sehen, schwand immer mehr, und es war unter diesen Umständen zu fürchten, daß ein etwa zufällig sich begebendes erschütterndes Ereigniß vernichtende Folgen für den Kranken haben werde. Dies sollte denn auch unserm Stolze, dem so oft Geprüften, nicht erspart bleiben. Die treue, wenn auch von unerhörten Leiden seit Jahren heimgesuchte Lebensgefährtin ging ihrem Gatten am 28. Dezember zu einem besseren Leben voran, der dann auch wenige Tage darauf dem irdischen Dasein enthoben wurde. Am Nachmittag vor seinem Abscheiden, den 8. Januar 1867, verlangte er Freund Heidenreich und mich zu sprechen. Wir begaben uns einzeln zu ihm, fanden ihn zwar schwach, glaubten aber sein Ende noch nicht so nahe und ahnten nicht, daß wir den letzten Abschied von ihm nahmen. Am Abend schloß ein sichtbar ruhiger Schlaf die Augen des Kranken. Der Sohn bettete sich wie gewöhnlich neben seinen Vater, um, wenn besondere Pflege erforderlich sein sollte, wie seit Jahren

geschehen, sofort bei der Hand zu sein. Allein, was in langer, langer Zeit nicht der Fall gewesen, eine stille Nacht ging vorüber. Am Morgen war das erste Beginnen des Sohnes die Hand des Vaters zu suchen und den Puls zu fühlen. So ruhige, so ungestörte Stunden waren an dieser Stelle noch nicht erlebt worden. Aber die Erklärung dieses ungewohnten Vorganges sollte sich sofort ergeben. Kalt und starr und ohne Leben war des Vaters Hand. Die Seele hatte sich bereits losgelöst von ihrer irdischen Hülle. Sanft hatte ein freundlicher Todesengel ihn in seine Arme geschlossen.

Die Nachricht von dem Hinscheiden Stolzes fand überall die größte Theilnahme. Am 9. Januar eröffnete der Präsident von Forkenbeck die Sitzung des Abgeordnetenhauses mit folgenden Worten:

„Es wird mir soeben angezeigt, daß der Vorsteher des Stenographischen Bureaus, Herr Wilhelm Stolze, gestern Abend nach langen Leiden gestorben ist. Das Haus verliert in ihm einen langjährigen treuen Beamten. Schon im Jahre 1847, beim Vereinigten Landtage, ist Herr Stolze als Stenograph eingetreten und seit der Session 1850/51 ist er in allen Sitzungen und Sessionen des Hauses Vorsteher des Stenographischen Bureaus gewesen. Der Verstorbene hat sich große Verdienste um die für den Landtag unentbehrliche Wissenschaft der Stenographie erworben. Ich ersuche das Haus, das Andenken des Verstorbenen durch Aufstehen von den Plätzen zu ehren."

Das ganze Haus erhob sich mit sichtlich großer Theilnahme.

Stolzes feierliche Beerdigung, von seinen Anhängern in liebevollstem Eifer vorbereitet, fand am 13. Januar, Nachmittags 1 Uhr vom Trauerhause, Unter den Linden 54/55, unter großer Betheiligung statt. Der Präsident des Abgeordnetenhauses und mehrere Mitglieder desselben, höhere Beamte, Deputationen auswärtiger Vereine u. s. w., folgten in langem Zuge. Am Sarge hielt der Generalsuperintendent Hofmann, nach einem feierlichen, von Mitgliedern des Domchors ausgeführten Gesange, die Gedächtnißrede. Das Begräbniß fand auf dem Domkirchhofe in der Liesenstraße statt, wo der Zug von den Klängen einer Trauermusik empfangen, und die sterbliche Hülle des geliebten Meisters in die Gruft gesenkt wurde. —

Stolzes Leben zeigt drei ziemlich gleiche Zeitabschnitte: seine Jugend mit den ersten Jahren seiner amtlichen Thätigkeit im Dienste des Berliner Feuerversicherungs-Instituts; zweitens seine stenographischen Forschungen bis zur Gründung des Stenographischen Vereins zu Berlin, und drittens die Zeit seit seiner glücklichen Wiedererweckung von der bereits aufgegebenen stenographischen Thätigkeit, welche letztere Periode in ihrem stenographischen Gehalte allem übrigen Angemach, das ihn und seine Familie traf und im Leben getroffen, den Ausgleich gewähren mußte.

Stolze bildete seit Beginn dieses letzteren Abschnittes den Mittelpunkt der gesammten stenographischen Bewegung in und außerhalb Deutschlands und erfreute sich der ununterbrochenen Verbreitung und steigenden Anerkennung seiner Lehre. Der Stenographische Verein

zu Berlin, dessen wirkliches Mitglied er geworden, wählte ihn 1853 zu seinem Vorsitzenden, welches Amt er mit ausgezeichnetem Takte und großer Umsicht verwaltete, so lange seine Kräfte ausreichten.

Schon am Tage der Beerdigung ihres Meisters beschlossen die in Berlin versammelten Freunde von Nah und Fern, die Grabstätte des Verewigten mit einem würdigen Denkmal zu schmücken und beauftragten den Vorstand des Berliner Vereins mit der Ausführung dieses Beschlusses. Die Beiträge zu den Kosten flossen von allen Seiten reichlich. Ein Mitglied des Berliner Vereins entwarf die allgemeinen Anklang findende Zeichnung zu dem Denkmal nach einer Schinkelschen Idee. Am 3. Oktober 1869 fand unter großer Betheiligung die Enthüllung des meisterhaft ausgeführten Monuments statt. Die Grabfläche deckt ein großer Granitblock von $5^1/_2$ Fuß Breite und 8 Fuß Länge, hinter welchem sich eine 11 Fuß hohe gekrönte Säule von festestem polirten Granit erhebt. Die Vorderseite zeigt das Bild Stolzes, ein Medaillon in ciselirtem Bronzeguß, nach einem Modell von der Hand seines Sohnes, Name, Geburts- und Todestag darunter in vergoldeter Schrift eingemeißelt. Auf der andern Seite liest man in lateinischer, vergoldeter Lapidarschrift: „Dem Meister der deutschen Kurzschrift seine dankbaren Schüler", und ebenso unter selbem in sehr gelungenen stenographischen Schriftzügen die Worte:

„Dein bestes Denkmal ist Dein Werk."

Berlin
Druck von Liebheit & Thiesen.

СПТЗ

Christ. Loeblein

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kreßler, Carl,

Wilhelm Stolze eine Biographie

Berlin [1890]
Biogr. 1119 sdd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11572986-0